Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 9 (1947)

Artikel: Altenberg und Rabbental in Bern
Autor: Haas, Hugo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-241298

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ALTENBERG UND RABBENTAL IN BERN

Von Hugo Haas.

Wer im Werk von Türler «Bern, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart», Altenberg mit antiquus mons übersetzt findet, fragt sich, was denn Altes an diesem Berg sei, oder wem Altem er gehöre, und wird nicht klug daraus. Könnte der Berg einem Alemannen aus dem Dorfe Optingen mit Namen Altheri als Weidgrund gedient haben? Nein, es erscheint so viel natürlicher, sich der Auffassung von Paul Hofer, einem Erforscher schweizerischer Kunstdenkmäler, anzuschließen: Berns ältere zähringische Schwesterstadt Fryburg hat ihr Altenryf, lat. alta ripa, franz. Hauterive, d. h. hohes Ufer. Und Bern hat seinen Altenberg, lat. altus mons, d. h. hoher Berg. Daß er mit seinen 60 m verhältnismäßig hoch erscheint, wird der inne, der auf gewundenem Fußweg von der Talsohle der Aare durch Gärten und Obstgärten, dann durch richtiges Weid- und Buschland «Auf den Berg» gelangt, erst über das Weichbild der Altstadt zu blicken vermag und dann immer mehr den Kranz der Vor- und Hochalpen aufsteigen sieht.

Auch der Name Rabbental (Rabental, Rappental) ist nicht eindeutig klar. Man sucht umsonst nach einem Tal. Die steile Gandegghalde (Kursaal Schänzli) läuft in eine nach Süden leicht geneigte Terrasse aus, die wiederum steil gegen die Aare abfällt. Hier, am Aaresaum, an Stelle des heutigen Gassnerschen Bräuhauses, nennt Plan II des Müller Atlasses von Bern aus den Jahren 1797/98 ein Rappenthalgut der Wwe. Kirchberger. Auf demselben Plan erkennt man einen großen Rebberg, an dessen Rande in Hangmitte die heutige Rabbentalstraße durchgeht. Unzweifelhaft bedeutet der Name Rabben: Räben, Reben. Und nun suchen wir nach einem Standort, von dem aus wir diesen Berg, der keiner ist, und dieses Tal, das auch keines ist, mit einem Blick erfassen können.

Über die hochaufgeschossenen, teils fünf Dezennien alten Pappeln — ihre Vorväter beschatteten nach 1824 gemeinsam mit Eichen, Platanen und Ulmen am linken Aareufer einen prächtigen Quai — über die vielgestaltigen, treppenartig ansteigenden Dächer des Nydeggstaldens strebt schlank, fein und wohl auch älter als irgendeiner in Bern, der Turmhelm der Nydeggkirche. Münsterbaumeister Daniel Heintz richtete ihn 1565 wieder auf, nachdem drei Jahre zuvor, kurz nach Weihnachten, der alte niedergebrannt war. An seiner Basis, wo er auf dem viereckigen, wuchtigen Mauerwerk aufsitzt, schmücken ihn in den vier Haupthimmelsrichtungen lustige, rautenförmige Erkerchen. Sie tragen kleine Helm-

knöpfe über den kupfergrün patinierten Dächern und sind mit braunroten Doppelladen versehen, die mit eisengeschmiedeten schwarzen Scharnierbändern verziert sind. Wir lehnen uns vorerst aus dem nach Westen schauenden und begrüßen dieses Gotteshaus sowohl als Kirchgenössige wie auch als baugeschichtlich Interessierte.

Die heutige Kirche steht am Platze der zur Reichsburg Nydegg gehörenden Wohnburg und Burgkapelle. «Die Capelle zu Nydegg, die da staht uf des Herzogen Huse», überdauerte die in den Jahren 1266 bis 1268 zerstörte und abgetragene Burg und wird urkundlich 1274 erstmals erwähnt. Sie ist der hl. Maria Magdalena geweiht. Sie erhält 1418 eine Zeitglocke und wird bis 1485, resp. 1515 durch die Deutschordensherren von der Münsterpfarrei besorgt. Nach Abbruch der baufälligen Kapelle wird am 31. August 1494 unter dem Patronat der Deutschordensherren der Grundstein zu unserer jetzigen Nydeggkirche gelegt. Um 1500 dürfte diese Maria-Magdalenen-Kirche beendigt gewesen sein, denn damals wird ihr von der Stadt ein Jahrzeit für die bei Dornach Gefallenen gestiftet. Zu Beginn der reformierten Zeit, 1528, dreizehn Jahre nachdem das Patronat der Deutschordensherren abgelöst und an die Stadt gefallen war, wird die Kirche geschlossen und als Faßhaus gebraucht. Am 22. Dezember 1564 befahl der Rat, sie wieder zu öffnen, um darin gegen die eingerissene Pest Bußpredigten abzuhalten. Der Gottesdienst wurde daraufhin durch die Pfarrer und Helfer am Münster besorgt. Erst 1721 ist die Nydeggkirche zur eigentlichen Pfarrkirche des untern Stadtbezirkes geworden. Sie erhielt damals eine neue Turmuhr. Im Jahre 1864 erweitert man die Kirche um ein Joch nach Westen und schafft einen Eingang gegen die neuerstellte Nydeggbrücke für die Kirchgänger auf den Stalden und Eingänge gegen das Nydegghöfli für Matte-Nydegg und Altenberg.

Und nun lehnen wir uns aus dem nach Norden schauenden Erker. Wohl genießen wir nicht den weiten, von nichts gehemmten Überblick des Fliegers, wie ihn uns dessen Aufnahme: «Das Aaretal mit den sechs Brücken nördlich von Bern» wiedergibt. Heute — vor hundert Jahren war es noch anders — stößt unser Auge an Pfeiler, Bogen und Fahrbahnen. Aber es erkennt dafür etwas besser die Einzelheiten der Bodengestalt, des Pflanzenwuchses und der Wohnanlagen. Das Flugbild zeigt genau begrenzt, was wir von unserem würdigen Standorte aus überblicken können: «Berg und Tal» zwischen der Untertor- und der Lorrainebrücke.

Aus der vom Kirch- und Klösterlihügel gebildeten Enge windet sich in langgestreckter S-Form die Aare. In ihrer östlichen Biegung liegt wohlverwahrt das älteste Stadtbild, am rechten Ufer folgt ein wechselnd breites Band dem Altenbergfuß. Der Altenberg macht in Ost-West-Richtung die Bewegung des Flusses mit, indem er nach oben hin immer weiter nach Norden ausholt. Sein oberer Rand ist leicht aufgekrempelt, die Höcker, flach gegen die ausgedehnte Spitalackerebene auslaufend, tragen eigene Namen wie «Auf dem Berg», Blumenberg, Sonnenberg und Schänzli-Gandegg. Sein Hang löst sich, die Brechung des obe-

ren Randes verstärkt den tiefen Einschnitt des Aargauerstaldens, in rechtem Winkel von den steilen Böschungen westlich von Rosengarten und Obstberg. Die in diesem Winkel zu Tal ziehende V-förmige Eintiefung erinnert an einen ehemaligen wasserführenden Graben, an ein Tälchen, um so mehr, als sich an seinem Ausgang — die teils geschichteten, teils ungeschichteten, bei einem Anbau zutage getretenen Ablagerungen von Lehm, Sandstein und Nestern von gekritzten Alpenkalkgeröllen sprechen auch dafür — ein deltaartiger Schild mit ziemlich hohem Scheitel befindet. Im übrigen ist der Hang — mit der bereits im Rabbental erwähnten Ausnahme — bald quer gemuldet oder gewölbt, bald durchgehend sehr steil oder stellenweise schmal terrassiert.

Von der Ursprünglichkeit dessen, was während vieler Jahrtausende der Fluß, die Gletscher und Gletscherbäche geschaffen haben, ist bei einem Gelände, das vielleicht seit der Alamannenzeit Kultivierung erfuhr — es diente den vorbernischen Dörfern Wilen und Optingen als gemeinsame Weide — nicht viel mehr als die groben Züge zu erkennen. Auch dort, wo der nackte Fels, der Molassesandstein gelbbraun zutage tritt oder sich unter sehr dünner Grasnarbe eckig abzeichnet, hat der Mensch seinen schöpferischen Willen oder — bei Abbrüchen und Rutschungen — oft auch seinen Unwillen spüren lassen. Das ist am aarewärts lotrecht abfallenden Klösterlihügel zu sehen, und bei der «Hangenden Fluh oder Sandfluh», die, gegenüber der Nydegg hinter dem heutigen Landhaus beginnend, sich bis an die Oranienburghalde erstreckte. Diese Sandfluh-Steinbrüche lieferten schlechten Baustein und sahen zersägt aus wie die Ostermundigensteinbrüche. Sie fielen steil vom kleinen Aargauerstalden ab und sind seit 1758 durch die Straßenböschungen des Großen Aargauerstaldens eingedeckt. Mit Ausnahme dieser Stellen und einiger in prähistorischer und historischer Zeit abgelagerter Kiesbänke ist der Felsenkern unseres Gebietes restlos mit gewaltigen Massen alpinen Schuttes, mit Grundmoräne aus der Gletscherzeit überführt. Bei allen Fundamentaushebungen, und reichten sie, wie an der Lerberstraße, bis 11 m oder, wie beim Nordpfeiler der Kornhausbrücke, in über 20 m Tiefe, trifft man auf dieses teils feste, lehmreiche, mit gekritztem Geschiebe durchspickte Material oder auf dichte, mehr oder weniger sandhaltige oder mit Sandschmitzen durchsetzte Lehme, in denen nicht selten größere erratische Blöcke die Herkunft aus unserm Berner Oberland dokumentieren. Eine Großzahl prächtiger Findlinge, Granite, Gneise, Kalke u. a. sind in den Zyklopenmauern beim untern Kursaaleingang und gegenüber bei der Klinik Victoria zu sehen. Dem Grundmoränenmaterial verdankt der Hang seine außerordentliche Fruchtbarkeit. Beeren, Trauben, Kern- und bei guter Pflege Steinobst gediehen und gedeihen hier vorzüglich. Natürlich spielen dabei das Klima und die reiche Durchfeuchtung des Bodens eine große Rolle. Der der Sonne stets zugeneigte, der Bise abgekehrte, dem regenbringenden Südwest ausgesetzte Hang zeitigt ein vorzügliches «Riviera»-Klima.

Einmal ist es um eine pelzgefütterte «Kutte» (Rock), d. h. im Winter um 2—4 Grad, im Frühling sogar um 5 Grad Celsius wärmer als in der oberen Stadt.

Herr Uhlmann, der Obergärtner des Diakonissenhauses, dem ich viel des Nachstehenden verdanke, las letzten Sommer, 11 Uhr morgens, am Thermometer Schänzlistraße 26 Grad, am mittleren Hang, wo jetzt große Treibhäuser angelegt wurden, 32 Grad ab, und sagte, bei schönem Wetter sei die Temperatur am Hang nicht selten auf 45 Grad gestiegen. Die tieferen Teile des Aaretales machen zwar eine Ausnahme, da sich hier die von den Hängen fließende Kaltluft zu einem Kaltluftsee sammelt. Zum andern hat der Südhang wenig und meist lockeren Nebel, gerade genug, um im September die Trauben an den Spalieren auskochen zu helfen. Auch zieht die Aareströmung die Kaltluft und den Nebel ab. Wenn auch die Frost- und Reifgefahr etwas geringer ist, so verursachen doch hin und wieder die Spätfröste Ende April oder anfangs Mai den meisten Schaden, weil die Obstbäume eben verblüht, die späten Sorten aber in vollster Blüte stehen. Die gefährlichsten Frostnächte fallen mit der Vollmondzeit zusammen.

Nach Mitte Februar bewirken die Sonnenstrahlen bereits ein Grünwerden der herberen Gräser, einen ganzen Monat früher als auf der Schattenseite des Tales. Nach mäßig kalten Wintern zeigen sich schon gegen Ende Februar Schneeglöckchen, Krokusse, Primeln; anfangs bis Mitte März blühen Krokusse, Wildtulpen, Hyazinthen, Trommelschlegeli, Primula cashmiriana, oft sogar Pfirsich-, Aprikosen- und Birnspaliere. Ende März ist in gut gepflegten Gärten ein Grünen und Blühen, wie es andernorts erst Ende April der Fall ist. Als Zeugen dieser günstigsten Lage Berns finden wir in privaten und öffentlichen Gärten den Kirschlorbeer (Laurus cerasus), den rot-, weiß- und gelbblühenden Ginster, verschiedene Bambusarten, die jährlich 4—5 m lange Triebe machen, die Wellingtonia gigantea, die Edelkastanie (Castanea vesca), ausgepflanzte Feigenbäume, die alle Jahre meterlange Triebe hervorbringen und endlich auch die Rebe. Darunter befindet sich ein Exemplar beim Saxergut (Altenbergstraße 29), ein anderes beim Stürlerspital, die uralte Stammrebe der Berner Herren. Herr Obergärtner Schenk vom Botanischen Garten sagt, es handle sich wahrscheinlich um einen Elbling, wenn sie weiße, um einen Äugstler, wenn sie frühe, blaue Burgundertrauben gebe. Den Wein nennt Rudolf v. Tavel — er wird wohl kaum selbst davon getrunken haben — «Chuttlerugger». Stammformen amerikanischer Reben (Katzenseichler) werden im Monat August schon reif mit einem gut süßen Geschmack. Im Jahre 1935 setzte der Besitzer von Sonnenbergrain 53 zwei veredelte «Amerikaner», Framboicer genannt, an die Südfassade seines Hauses. Bald schmückten die überaus großen und dekorativ wirkenden Blätter die weiße Wand. Und am 9. Oktober 1938 wurden zirka 20 Kilo, in den nächsten Jahren 30, 40 und 1941 sogar 90 Kilo ungemein süßer, blauer, bis über haselnußgroße Beeren tragende Trauben von mehr als 200 Gramm gepflückt. Noch 1943 schenkten die zwei Stöcke 80 Kilo, dann aber ging der eine und ein Jahr später der andere ein.

Wenn auch, aufgemuntert durch vereinzelte Erfolge, an den Südfassaden mehrerer Häuser, an Terrassierungsmauern im Gelände des Diakonissenhauses

und des Botanischen Gartens Spalierreben, Gutedel und andere Edelreben, auch «Amerikaner», gepflegt werden, so gereicht das zu keinem Vergleich mit den ausgedehnten Rebbergen, welche einst den Hang von der Sandfluh bis zur Gandegg, d. h. vom Aargauerstalden bis zum Kursaal nebst Matten und Baumgärten bedeckten.

Reben

im Altenberg — es heißt von ihnen: «quibus pene ubique vineae colebantur» (von welchen fast überall Weinberge erstellt wurden) — werden im selben Jahr in einem Kaufbrief erwähnt. Damals kaufte Frau Melchtild Ripa, Priorin des Klosters Tedtlingen, von Ulrich von Gysenstein mehrere Äcker und Reben im Altenberg, und König Adolf von Nassau gestattete den Nonnen am Fuße dieser Besitzungen — auf dem früher genannten Scheitel des Schuttkegels —, ein Kloster zu bauen, das Marienthal geheißen wurde. Rebkulturen fanden sich aber auch am Marsilienberg, beim Stadtbach, bei Brunnadern, in der Schoßhalde, selbst gegen Wiler und Optingen hinaus und vor dem oberen Tor. Hier wurde 1318 verboten, neue Rebhäuser zu bauen, und anbefohlen, die bereits bestehenden daselbst bis Jakobi (25. Juli) wegzuschaffen. Schon damals schlossen sich die vielen Rebbaubeflissenen zu einer Rebleutegesellschaft zusammen. Diese mußte, um es vorwegzunehmen, 1638 wegen schlechter Wirtschaft bevogtet werden, und 1700 gehen die letzten Angehörigen der Rebleutezunft an die Mohrenzunft über. Die Gärten und besonders die Reben genossen ganz besondern Schutz. So wird 1563 ein weiteres Ausreuten von Reben am Altenberg verboten, dagegen Hans Müller vergönnt, sein Stücklein Reben auf der Sandfluh abzuschaffen. 1588 erhielten «Baumwarte, so die Reben am alten Berg ghüetet hand, je 1 Mütt Mülikorn». Nach der ältesten Stadtsatzung sollte «wer dem andern deh ein Reben oder zwyeten Bom stilt oder abschlat, unser Statt ewentlich verloren haben, recht als ob er einen Todschlag in unser Statt getan hätti». Diese Satzung wurde zwar schon 1401 gemildert, doch stand noch im ausgehenden 16. Jahrhundert auf Weinpantschen Todesstrafe. Mußte man denn diesen Bernertropfen pantschen? war er so schlecht? Aus einer Ratserkenntnis vom 8. September 1414 erhellt, daß damals die Trauben der Umgebung von Bern als Delikatesse galten, und der Zehndherr sich benachteiligt glaubte, als verordnet wurde, «daß der Engezehnden nicht in Wein, sondern in Trüblen und Bränten entrichtet werden solle». 1511 aber tönt es anders, so daß man sich fragt, ob denn süße Trauben sauren Wein geben können oder ob sich der Geschmack des Berners innert eines Jahrhunderts gänzlich verändert habe. Da beschwert sich nämlich der Stiftskantor Wannemacher mit den Knaben der Sängerei, «der Berner Wein sei so sauer, daß man ihn nicht trinken könne, er verderbe den Sängern die Kehle und Stimme». Später wird das Bessere der Feind des Guten. Als nach der Eroberung der Waadt, 1536, fuhrenweise «Ryf- und La Côtewein» nach Bern angerollt kam, da wurde — wie es heute ähnlich der Fall ist — ein Weinstatut erlassen, wonach zuerst der «Hiesige» gekauft werden mußte, bevor eine

Zuteilung von Waadtländer erfolgte, und zugleich begann der Kampf gegen das Pantschen.

Nirgends erkennt man so deutlich, wie Gemeingut (auch Allmendland) in das Privateigentum führte, als bei den Rebbergen, welche ohne mehrjährigen Besitz und anhaltende geschickte Bearbeitung nicht gedacht werden können. Aus und neben den ursprünglichen Zinsgütern entstanden bald kleine Besitzungen, von den Stadtbewohnern selbst kultiviert. Die quer zum Hang laufenden Streifen und die dem Gelände gemäß größer werdenden Güter sind aus den Müllerschen Plänen I und II ersichtlich. Wohnungen darin zu errichten, war verboten, Rebhäuslein dagegen gestattet. Die meisten Scheuern befanden sich innerhalb der Stadtmauern. So blieb der fruchtbare Hang bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts von Siedlungen verschont. Die vielen, aus verschiedenen Jahrhunderten stammenden Gemälde und Pläne zeigen nur wenige Rebhäuser. Eines der schönsten Bilder, das Saxergut, von Kauw im Jahre 1676 gemalt, veranschaulicht das eben Gesagte. Der größte Teil des Hanges ist noch mit Reben bedeckt, die in der Hangmitte ein Rebhaus, das Nägeliheim (nach Hans Franz Nägeli, dem Eroberer der Waadt benannt?) umgeben. Landhäuser und Scheunen, sowie Trotten sind auf der welligen Höhe und am Fuße des Hanges. Eine Trotte war im heutigen Haus Christen-Marfurt, eine andere stand in dem Hause westlich am rechtsseitigen Brückenkopf des Altenbergbrückleins, das beim Bau der Kornhausbrücke 1895 abgerissen werden mußte. 1799 gab es noch einen Weinberg westlich des rechtsseitigen Kornhausbrückenpfeilers, im Garten oberhalb des Hauses von Hans Gut (Altenbergstraße Nr. 134) und im Garten von Architekt Lutstorf unterhalb des Kursaals. 1815 sind diese verschwunden und damit auch die Rebenkultur. Nur die Weinbergschnecken halten das Andenken durch Generationen aufrecht, man findet sie noch recht zahlreich in Gebieten einstiger Rebberge.

Beim Hinweis auf die Fruchtbarkeit des Altenberg-Rabbentalhanges wurde der reichlichen

Durchfeuchtung

lobend gedacht. Doch gleichermaßen wie diese Durchfeuchtung — die zwar in trockenen Sommern die Grasnarbe nicht immer vor dem Versengen zu bewahren vermag — nach intensiver Kultivierung rief, so ablehnend hat sie sich stets gegenüber der Überbauung verhalten. Wenn aus Matten, Baum-, Reb- und andern Gärten, aus Busch- und Baumgruppen, besonders aus Tannenwäldchen dennoch mehr oder weniger ins Gelände passende Wohnhäuser herauswuchsen, so nur nach kostspieliger Überwindung des durchwässerten und quellhaltigen lehmig-sandigen Baugrundes. Erste Notwendigkeit waren immer starke Fundamentierung, sorgfältige Drainierung und gehörige Ableitung des gefaßten Wassers. Noch kürzlich hat sich gezeigt, daß dieses stellenweise bis zu 1,3 % Kohlensäure enthaltende Wasser Zement und sogar Sikaverputz aufweicht. Wirklich, die nach Alpenaussicht, Sonne, Ruhe und staubfreier Luft begehrenden Bauherren mußten oft zu den hohen Baukosten recht unangenehme Folgen in Kauf

nehmen. Wir denken an Wasserdurchbrüche in Keller und Gärten, an Unterspülungen der Grundmauern, an Rutschungen und Bodeneinsackungen. Wir denken auch an einfache bis komplizierte Ärgernisse: Das bis dahin im Garten des Nachbars herumvagabundierende Hangwasser tritt durch die Mauern in koboldartiger Weise bald hier, bald dort, bald anscheinend stetig fließend — bis es gefaßt wurde —, dann aber versiegend oder ganz anderswo in unserem Garten, in der Waschküche oder im Kellerraum hervor. Ergibt die Wasseruntersuchung einwandfrei Quell- oder Bergwasser, so geht der Nachbar frei aus: Fassen und Ableiten fallen zu Lasten des mit Wasser neu Beglückten. Stellt die Wasserexpertise Spuren von Abwasser fest, dann hofft man auf einen freundlichen und verständigen Nachbarn, sonst wächst an diesem unerwünschten Wasser Fürsprecher- und Gerichtsherrenfutter. Und dann diese vielen Wasser- und Wasserdurchlassungsrechte des andern! Brunnstuben, Sammelschächte, Leitungen — seien es uralte hölzerne Deuchel oder eiserne Röhren — sie müssen unangetastet bleiben. Da ist ein Wasserschacht, dessen Überlaufwasser einst zur Berieselung eines großangelegten Gartens diente. Der Garten ist Bauland geworden. Der Schacht behauptet sich. Der Eingang zum hier erstellten Hause muß versetzt werden, große Röhrenleitungen führen kunstgerecht gebogen durch das Erdgeschoß — und führen kein Wasser. Anderswo macht sich ein Sammelschacht in der Mitte eines Kellers breit. Männiglich stolpert über den erhabenen Sockel und der Hausherr hat hin und wieder den herausgedrückten fremden Schlamm wegzuräumen. Eine Versetzung täte not und wäre möglich. Aber der Schacht behauptet sich. Eine Brunnstube muß beim Bau einer hohen Gartenmauer überwölbt und mit einem eigenen Zugang versehen werden, wiewohl das Wasser längst nicht mehr als Trinkwasser Verwendung findet. Denkmälerschutz! Überall gucken Schächte aus dem Hang, und von allen ließe sich erzählen. In einem Plan, der 1782 für Herrn Lerber, Landvogt von Gottstatt bei Biel, erstellt wurde, sind auf einem Grundstück zwischen Aargauerstalden-Westhang und Goletenfußweg, im Winkel unterhalb der Einmündung zur Oranienburgstraße, 12 Quellfassungen und Sammelschächte und eine uralte, noch heute bei der dortigen Treppe sichtbare Brunnstube festgehalten. Auf der Diakonissenhausbesitzung sind allein 30 Quellen gefaßt worden. Im daneben laufenden, ca. 60 m breiten Hangstreifen zählte man einst mehr als drei Dutzend Wasserausbruchsstellen und Schächte. Mit zunehmender Überbauung des mächtigen Sammelgebietes — der ausgedehnten Schutt- und Kiesfelder des Spitalackers und des Breitenrains — sowie des Hanges selbst, ist viel herrenloses Wasser den Abwasserschächten, der Kanalisation zugeführt worden. Viele der gefaßten Quellen, die seit ältester und bis in die neueste Zeit der Trinkwasserversorgung, der Berieselung, den öffentlichen Wäschereien, der Feuerwehr und dem Gewerbe dienten, haben ihre Menge und Abflußstetigkeit eingebüßt. Aber es fließt noch des Wassers genug. Da und dort schießt es in Springbrunnen auf, und vielerorts strahlt es armsdick und verführerisch klar, doch selten zwar, in Schalen und Tröge aus solothurnischem Marmor. Das Wasser aber sollte nicht

mehr getrunken werden. Es hat sich im Laufe der Zeiten verschlechtert. Der Kalkgehalt macht es hart, der Chlor- und Salpetersäuregehalt unbekömmlich. So ist es denn durchaus menschenfreundlich gedacht, wenn an einem in die Gartenmauer eingelassenen Brunnen unterhalb der Wirtschaft zum Altenberg steht: Kein Trinkwasser. Klar, in der Nähe der Gassnerbräu trinkt man Bier!

Als «Nicht trinkbar» wurde das Wasser der Sod- und Stockbrunnen im Bereiche des überbauten Stadtgebietes und der städtischen Hochdruckwasserversorgung durch einen Beschluß der Sanitätskommission 1873 erklärt. Wohl bei 500 Jahren hatte es nebst all den sonstigen guten, unentbehrlichen Diensten als Trinkwasser Bestes geleistet, d. h. die Entwicklung der Siedelung gefördert. Sodbrunnen befanden sich besonders auf den flacheren Gehängeteilen, so am östlichen Altenbergfuß — wir wollen diesen dichtest bewohnten Teil das Goletenquartier nennen — und auf der Rabbentalterrasse. Hier, auf dem Grundstück Rabbentalstraße Nr. 87, ist der einzige noch in Gebrauch stehende, hübsch überdachte, 13 m tiefe Sodbrunnen vorhanden. Und oberhalb der Altenbergstraße, im gepflästerten Hof von Nr. 20 und bei den baufälligen Häusern Nr. 32 sind noch die Schächte zu sehen, bei Nr. 32 an gußeisernem Stock die Gabel für das Pumprad und eine kleiner, granitener Trog. Laufende Brunnen, mit oder ohne Stock, findet man auf jedem Platz und fast vor oder hinter jedem älteren Haus.

Vor dem untern Tor, jenseits des Platzes liegt, den Brunnstock ganz in die Mauer des neuen Klösterlistutzes gestellt, der längliche niedrige Waaghausbrunnen. Das alte Waaghäuschen, auf dem von Architekt von Graffenried 1836 aufgenommenen Bilde noch zu sehen, ist wohl mit der Umleitung des Verkehrs nach dem Bau der Nydeggbrücke 1844 verschwunden. Auf demselben Bilde erkennt man auch, von Bäumen beschattet, den Doppeltrog des uralten Brunnens vor der Südfassade des prächtigen einstöckigen Landhaus-Riegbaues: Es ist der einstige «Siechenbrunnen» an der Hohlengaß, später Haspelgäßli genannt, dem ersten, steilen, vom Untertor in die Landschaft führenden Weg Berns; es ist der Landhausbrunnen; es ist, nachdem der Platz beim Klösterli 1857 zum Viehmarktplatz geworden war, der Viehmarktbrunnen. Er hat einen privaten bescheidenen Gespan im Hofe des Landhauses, der nur wenig Wasser liefert, doch seines ziemlich dünnwandigen Doppeltroges aus Solothurner Kalkstein erwähnenswert ist. Ein weiterer öffentlicher Brunnen ist der Faßhausbrunnen. Das Faßhaus, bei dem er einst stand, hat, wie wir noch hören werden, der Kinderkrippe Altenberg Platz gemacht. Er aber fließt unaufhörlich, wohl in anderer Aufmachung, auf einem freien Plätzchen gegenüber dem Haus Altenbergstraße 46. Sein ovales Becken und der obeliskartige Aufbau des Stockes machen ihn zu einem der zierlichsten des Quartiers.

Einzelne der rechtsufrigen Quellen am Aargauerstalden und an der brückennahen Altenberghalde sind schon frühzeitig gefaßt worden, um die höheren Teile der Altstadt und die Matte mit besserem als mit dem oft recht schmutzigen Aarewasser zu versorgen. So speiste, wie 1380 erwähnt wird und wie wir

der schönen Monographie von Ing. Wey «Die Trinkwasserversorgung der Stadt Bern, 1191 bis 1896» entnehmen, die schon genannte Brunnstube bei der Treppe oben an der Altenberghalde den vierröhrigen Brügglerbrunnen. Dieser stand zu unterst an der Gerechtigkeitsgasse, am Schwendiplatz, unter einer Linde. Er mußte beim Bau der Nydeggbrücke 1844 weichen. Während sein Standbild den Brunnen an der Amthausgasse lange Zeit zierte, fließt das Wasser heute noch aus zwei Röhren im Nydegghöfli. Die Leitungen waren ursprünglich von den Brunnstuben weg aus Fichten- oder Rottannen-, selten aus dem kostbareren Eichenholz, über die Untertorbrücke aus Blei und zur Matte und Untern Stadt wieder aus hölzernen Deucheln.

Schließlich sickert und läuft das Bergwasser durch den Boden zum Grundwasserstrom des Tales oder fließt aus allen Abläufen in

die Aare.

Ihr heutiges Bett liegt durchschnittlich 15 m unter der unteren nacheiszeitlichen Terrasse, von der in unserem Gebiet links die unterste Stadt, rechts der Botanische Garten, beide in 520 m Höhe gelegen, Überreste darstellen. Die nur rund 60 m breite Talsohle gestattete dem heutigen Fluß kein großes Hinundherpendeln, doch genügten die schwachen Krümmungen zur Bildung von Kiesbänken. Man findet sie auf den Bogeninnenseiten, so bei der graphischen Anstalt zum «Pelikan» und oberhalb des Altenbergbrückleins. Sie sollen zeitweilig bis in die Flußmitte gereicht haben, doch erlangten sie nie die Größe und Bedeutung der Kiesablagerung bei der Schwellenmatte. Daß etwas höher gelegene Anschwemmungen Inseln gebildet haben, ist oberhalb des Stürlerspitals (Häuser Hafen Nr. 40/44) und beim Saxergut (Altenbergstraße 29) möglich, aber weder aus Plänen noch aus Bildern irgendwie zu erkennen.

Vor der Korrektion der Aare in den Jahren 1910 bis 1915, bei der das Bettprofil durch Ausbaggerung vertieft wurde und der schräge Steinplattendamm mit dem Uferweg entstand, bespülte sie die an sie heranreichenden Häuser- und Gartenmauern und links die Langmauer. Anlaß zur Verbesserung des Flußlaufes gaben wohl die großen Überschwemmungen vom 2. Juni 1906 und vom 15. Juni 1910. Auch während der Bauarbeiten gab es Überraschungen, so am 14. Juni 1912. Die damals weit über achtzig Jahre alte Fräulein Saxer erinnerte sich nicht, die Ufer jemals so überschwemmt gesehen zu haben. Vom Stürlerspital über das Saxergut, den heutigen Turn- und Spielplatz bis zum Altenbergbrücklein erstreckte sich ein regelrechter See. Ob man gar mit Schiffen darauf herumfuhr und Mengen von Salmen fing wie anno 1418 und 1566? Wie es in den Kellern ausgesehen haben mag, kann man sich vorstellen. Die größte Hochwasserkatastrophe seit der Juragewässerkorrektion vom November und Dezember 1944, bei der in der Matte Keller und Straßen arg unter Wasser standen, berührte unser Teilstück nicht in selbem Maße, da die Korrektion sich hier günstig auswirkte. Unbemerkt rollten natürlich die 400 m^3/sec nicht vorüber, da die Aare sonst die Hälfte des Jahres rund 96 m^3/sec führt. Die größte mitt-

lere Jahresabflußmenge — im Dählhölzli gemessen — betrug 1922 149 m^3/sec, die kleinste 93,3 m^3/sec. Mit der Kanalisation der Aare wurde durch das stärkere Gefälle die Tiefenerosion belebt, der Wasserstand sank — und als Kalamität hingen bei Niederwasser die Kloaken- und Abwassermündungen über dem Wasserspiegel. Das änderte ein wenig, als ab 1919 das Stauwehr zum städtischen Elektrizitätswerk Felsenau den Abfluß regulierte. Die Wasserstauung bewirkte eine Verringerung des Gefälles, so daß die Flußsohle neuerdings mit Kies, Schlamm und «Wassertrübe» — wie man den ekelhaften Kloaken- und Abwasserdreck freundlich nennt — bedeckt wird, sich hebt und damit auch den Grundwasserspiegel.

Freilich sah es im Mittelalter noch bedeutend schlechter aus. Die erste Abwasserführung in der Altstadt geschah mit Hilfe offener, sogenannter Ehgräben, welche durch Höfe und Gärten liefen und in welchen das zugeleitete Wasser des Stadtbaches den häuslichen Unrat nach der Aare schwemmte. Nach mehreren Epidemien, besonders nach der Cholera-Epidemie im 17. Jahrhundert, mußten diese Gräben durch die Grundstückbesitzer gedeckt werden. Auch heute noch fließt das städtische Abwasser durch diese Kanäle von recht verschiedenem Durchmesser in die Aare und mündet z. T. mit dem Stadtbach bei der oberen Nydeggbrücke. Die großen städtischen Badeanstalten an der Aare sind deshalb von jeher oberhalb der Schwelle errichtet worden und erfreuen sich sauberen Badewassers. So im Gegensatz zum Lorrainebad, das ständig mit Verschlammung zu kämpfen hat. Wann kommt die längst beschlossene Kläranlage?

Und so fließt denn unsere schöne Aare bald schilfgrün, bald erdbraun oder lehmgelb, bald klar oder arg verschmutzt, bald erfrischend, bald erschreckend nach totem Fisch oder stinkendem Abwasser riechend mit wechselndem Wasserstand zwischen der Post- und Brunngaßhalde und dem Schüttebord als Schattseite und dem Altenberg-Rabbentalhang als Sonnseite. Wenn ihr Wasserspiegel steigt, so hebt sich auch der Grundwasserstrom, drängt gegen den Bergfuß und dringt in die Gärten und Kellerräume. Die Erdgeschosse sind feucht, daher nicht als Wohnungen vermietbar, die Häuser dadurch entwertet und oft unsicher vermietet. Die ständigen Schwankungen des Wasserniveaus sind mit der zunehmenden Verschmutzung und dem Verschwinden der natürlichen Ufer mit ihren Unterschlüpfen schuld am Zugrundegehen vielen Fischlaichs und Jungbrut, damit an der Verminderung des Fischbestandes. Wenn dieser dennoch befriedigend ist und viele Angler herbeilockt, so ist dies den Bestrebungen der Kantonsregierung und den Fischereivereinen zur Förderung der künstlichen Fischzucht zu danken. «Eine weitere Besserung der Verhältnisse», sagt Herr Herzog, alt Postverwalter und einst eifriger Fischer, dem wir diese Hinweise schulden, «wird jedoch erst eintreten, wenn die bereits erwähnte Kläranlage die Abwasser reinigt.» Früher zogen die Salme aus der Nordsee durch Rhein und Aare zum Laichen. Zahlreich laichten sie noch auf der Strecke Bern—Thun. Ihnen nach folgten Edelfische wie Forellen und Äsche, sowie Ruch- und Weißfische wie Barben und Nasen und taten sich am Laich der Salme, der 20 bis 30 Pfund

schwer sein konnte, gütlich. Die Salme fing man in sogenannten Salmenwaagen. So eine erkennt man auf dem Gemälde «Das Saxergut» von Albert Kauw. Heute sind sie sehr selten, und die Fischer sind glücklich, wenn ihnen ein Hecht am Löffelchen, eine Forelle oder Äsche an der Angel hangen bleibt.

Zwei Schiffsschuppen der Wasserfahrvereine am linken Ufer der Turnhalle gegenüber erinnern, daß die Aare auch für die Schiffahrt benutzt wird. Heute beschränkt sich diese auf Übungs- und Lustfahrten, im frühen Mittelalter aber und bis in die Eisenbahnzeit hinein herrschte — besonders zwischen Thun und Bern-Matte — reger Waren- und Personenverkehr. An den ordentlichen Fahrtagen — Montag, Mittwoch und Samstag — mußten in Thun für einige Stunden die Schleusen gezogen werden, um den großen vierruderigen Bernweidlingen und andern Schiffen das nötige Fahrwasser zu sichern. Dann sah man auch auf unserer Strecke, auf dem Wege nach Aarberg und Solothurn, schwerbeladene Weidlinge und Flöße vorübergleiten. Im Winter, wenn die Oberländer die von den Bergen heruntergebrachten Produkte wie Käse, Felle, Vieh und Holz dem Handel zuführten, war der Verkehr auf der Aare 3mal größer als im Sommer. Infolge seiner niedrigen Frachtansätze — sie waren 3,5mal geringer als beim Fuhrwerkverkehr — und solange die Straßen so schlecht unterhalten wurden, gedieh der Schiffsverkehr sehr gut. Erst der straff organisierte und billigere oder auch praktischere Waren- und Personenverkehr durch Speditionshäuser, Post und Eisenbahn ließ ihn allmählich an Bedeutung verlieren.

Bei uns legten die Aareweidlinge und die vom Läuferplatz abstoßende Fähre am Aareknie unterhalb der Untertorbrücke in der Nähe der beiden Faßhäuser an.

Diese *Faßhäuser*

bildeten, wie Paul Hofer sagt, ein Zentrum des einst regen Flußverkehrs. Sie waren Stapelplatz des obrigkeitlichen Faßlagers und Faßholzes, zugleich Arbeitsstätte des Stadtküfers und Anlegeplatz für Weintransporte. Sie gehörten zu den wenigen Häusern zwischen Aare und Altenbergstraße. Ihre genaue Lage ist auf dem Plan von A. M. Mirani, dem Erbauer des Aargauerstaldens, aus dem Jahre 1749 festgehalten. Nach Abbruch der Barfüßerkirche, die, wie die Nydeggkirche, nach der Reformation als Faßhaus gedient hatte, und namentlich nach der Eroberung der Waadt und ihres Rebgeländes zwischen 1536 und 1544 zeigte sich die Notwendigkeit zur Errichtung eines Faßhauses am Aareufer. Dieses war zweigeschossig, anscheinend nur im Erdgeschoß gemauert und besaß unter einfachem Walmdach eine hölzerne Laube. Es stieß direkt ans Flußufer und östlich an den stark ummauerten Garten — 1749 im Besitze einer Frl. May — worin sich heute die Kinderkrippe Altenberg befindet an Stelle des noch vor 35 Jahren vorhandenen Bommelihauses. Türler erkennt in dieser festen Anlage von Haus und Garten das alte, 1601 in das Siechenhaus bei der Waldau verlegte «Blatternhaus in der Sandfluh». Nach ihm wäre das 1601 frei gewordene Blatternhaus zum Faßhaus eingerichtet worden, das wohl gegen Ende des 17. Jahrhunderts einem Neubau wich. Schon früher, zwischen 1627 und 1636 war an die

Ostmauer des Gartens ein zweites hölzernes Stapelhaus angebaut worden, so daß man dieses fortan als «Deutsches» Faßhaus vom westlichen «Welschen» Faßhaus unterschied. Über beide waren Herrenküfer als Aufseher gesetzt. Das deutsche Faßhaus hat sich, 1757/58 durchgreifend renoviert, in seinem niedrigeren eingeschossigen Westteil bis heute erhalten (Altenbergstr. 3), auf festem sandsteinenem Fundament steht daneben das Löschgerätemagazin. Das ältere, das welsche Faßhaus ging 1807 in den Besitz von Buchdrucker Stämpfli über und fiel im November 1849 einem Brande zum Opfer. Das heute ungefähr dort stehende Haus Reinhard (Altenbergstr. 13) zeigt, wie die bis unter das Dach auch aus Sandsteinquadern gebauten Häuser Altenbergstraße 96 — einen Würfel, zweistöckig, mit pyramidenförmigem Dach in der Nordostecke eines hoch über der Straße gelegenen terrassierten Gartens — und Altenbergstraße 104 — ein 1844 erstelltes einstöckiges Haus mit nach Westen schauender Dachründe und auf der Südseite liegendem Rosengarten — die mehr oder weniger reinen spätklassizistischen Formen der Jahrhundertmitte.

Dem eben beschriebenen Siedlungsstreifen gegenüber, jenseits der Altenbergstraße, zwischen der uralten Hohlengaß (heute Anfang neuer Klösterlistutz) und dem steilen, gepflasterten Fußweg westlich Nr. 28, Goleten genannt, entstand am Fuße der Sandfluh und auf dem Schuttkegel unterhalb der Oranienburghalde die Ansiedelung

«In der Goleten».

Der Name hat zu vielen Deutungen Anlaß gegeben. Er wird für jenes Areal noch auf zwei Plänen verwendet, bei Mirani 1749 und bei Sigmund Wagner 1817. E. v. Rodt meint, der Name Goleten deute auf eine vorstädtische Ansiedelung. In Studers Topographie des alten Bern werden 1347 die vorstädtischen Gärten am äußeren Brückenkopf bei der Nydeggbrücke als Golaten bezeichnet. Die urkundlichen Fassungen enthalten manch interessanten Hinweis.

Das obere Spitalgewahrsambuch I, S. 24, vom Jahr 1347 nennt «14 Gärten unten uß zu Bern an der Goletten».

Das deutsche Spruchbuch R. 1502 erwähnt «ein Trotten und ein Mattplätz samt den Reben darhinter gelegen in dem Altenberg an der Golatten, stoßt einerseits an den Fußpfad, so durch diese Golatten geht».

Laut Ratsmanual vom 27. September 1649 wird beschlossen, «die Golaten im Altenberg während des Herbstes unten und oben zu schließen». Dies wohl zum Schutze der Reben und Baumgärten.

Gol und Golaten (keltischen Ursprungs) sind den Bewohnern des bernischen Mittellandes u. a. O. geläufig als Bezeichnung für Schutt, Trümmer, Geschiebe, die eine Steilhalde bedecken. Diese Auffassung deckt sich mit der weiter vorn gegebenen Ortsbeschreibung.

Die Golatenansiedlung entstand, nachdem unter dem Schutze Savoyens die älteste Brücke bei der Nydegg, 1255, und der rechtsufrig etwas abgedreht an ihr stehende wehrhafte Torturm (heute Felsenburg) erbaut worden waren. Nörd-

lich der Hohlengaß, am Fuße der Sandfluh, zunächst dem niedern oder untern Tore — wir müssen uns das Areal größer vorstellen als es heute ist, da die Straßenböschung des großen Aargauerstaldens allen Raum bei den steil abfallenden Sandsteinflühen noch freiließ — sollen nach E. v. Rodt gelegen haben: Das Aussatzhaus, das Klösterlein der «Schwestern an der Brücke», der neue niedere Spital und möglicherweise ein Stadtwerkhof. In Plänen von 1583 und 1603 erkennt man — wie es der Verfasser im Heft 2 der «Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde» 1945 beschrieb — ein Dutzend kleiner Gebäude hinter Mauerzinnen und einen Brunnen, der noch 1638 urkundlich Siechenbrünnlein genannt wird. Sicherlich haben wir es bei diesen kleinen Gebäuden mit Absonderungshäuschen für die Pfleglinge des Siechenhauses zu tun. So ein Siechenhaus oder Leprosorium, erstmals 1284 erwähnt, stand bis 1499 «am Felde» bei der Hohlengaß und später, als Blatternhaus bezeichnet, an der Aare. Es wurde 1601, als man die Aussatz- und Lustseuchekranken nach der heutigen Waldau verbrachte, zum welschen oder östlichen Faßhaus. Das oben genannte Klösterlein lag bei der Brücke, nicht in der Goleten, wo 1293 ein Kloster, Mariatal, unserer Meinung nach auf dem Schuttkegel bei Altenbergstraße 20, erbaut worden war. Vom niederen Spital weiß man, daß es 1335 von der Gerechtigkeitsgasse vor das Untere Tor verlegt wurde. Und was den Werkhof anbelangt, so dürfte vielleicht das Trämelhaus, ein Werkhaus für Zimmerleute, das im Plan von 1583 festgelegt ist, gemeint sein.

Zu vieles liegt da in der Schwebe, statt auf festem Grund, und so freut man sich denn — wenn auch der Sprung über alles Ungewisse anderthalb Jahrhunderten gilt — am Grundriß der Gegend vor dem Untern Tor von Mirani 1749 und an einem Aufrißbild von der Oranienburg aus, aufgenommen aus derselben Zeit. Auf dem Platze, den heute das «Landhaus» mit Nebenhaus, großer Scheuer, Knechtenhaus und geräumigen Stallungen — wovon die eine eben für Motorlastwagen umgebaut worden ist — einen Hof allseitig umschließend einnimmt, standen 1749 die drei Häuser einer Frau Lutz. Bei den zwei nach Süden schauenden handelt es sich um einstöckige, vielfenstrige, prächtige Riegelbauten, für die im 16. bis 18. Jahrhundert eine besondere Vorliebe herrschte. Das der Altenbergstraße zugewandte Haus besitzt, wie aus einem Bild von Dünz aus dem Jahre 1700 knapp zu sehen ist, ein breites, hohes Dach, unter dem sicher viel Futter und Streue Platz hatte. Dahinter reicht bis an den Hang ein Hof. An seiner Westseite gelangt man auf teilweise gepflastertem engem Gäßchen zum Hause des Bäckers Böhli und zu dem des Chirurgen Eyen. Eine besondere Nebeneinanderstellung der Hauseigentümer 1836 und 1946 nebst einer Planskizze, auf die wir in der Folge nur hinweisen wollen, zeigt, daß Fuhrmann Gugger und Briefträger Friedr. Heim dasselbe Gäßchen zu ihren Häusern (A.str. 181 und 183, heute Nr. 12 und 14) benutzen, wie die Familie Schudel. Schmiedemeister Schudel erwarb sie 1898 von Hauptmann Steinegger, Rechnungsführer vom Central-Remontendepot. Natürlich haben die Häuser, Riegbauten, ein anderes Aussehen bekommen; zudem existiert das obere, der miteinander verbun-

denen Häusern (A.str. 181 und 183), das des Chirurgen (Nr. 183), nicht mehr. 1836 wohnt im Riegbau der Frau Lutz ein Johann Burri, Landwirt und Steinhauer. 1865 kauft der Großvater der heutigen Besitzer, Peter Hofstetter, aus der Sulgenbachmühle stammend, das Landhaus mit Remisen, Tenne und Stallungen. Der bisherige Besitzer, Fritz Gfeller, war als Fuhrmann und Wirt im ganzen Bernbiet bekannt. Das Landhaus hatte damals durch die seit 1857 beim Klösterli abgehaltenen Viehmärkte über das uralte Vorspann- und Fuhrungswesen an den Nydegg-, Muri- und Aargauerstalden vermehrte Bedeutung gewonnen. Da war noch Leben in der unteren Stadt, ein Leben, das dem Gastgewerbe, den Hufschmieden an der Mattenenge und den Wagnern und Schreinern, den Seilern am Läuferplatz und beim untern Tor und den Krämern guten Verdienst brachte. Als Peter Hofstetter das Landhaus erstand, mußte er auch die vertraglich mit diesem verbundene städt. Kehrichtabfuhr übernehmen. Das brauchte Pferdezug. Die Stallungen faßten normalerweise 100 Pferde, aber auf die Markttage hin hatte es einige hundert Stück in den Stallungen, Remisen und der Tenne. In den 90er Jahren gingen die Fuhrhalterei, das Bauern- und Wirtschaftsgewerbe an Vater Karl Hofstetter über. 1897 brannte die gesamte Besitzung bis und mit dem Dachstuhl des hangwärts gelegenen Hauses Nr. 4 vollständig nieder. Doch schon ein Jahr später sind die heutigen Gebäulichkeiten da. Vor ca. 25 Jahren baute man hinter der großen Remise, am Hang, ein Wohnhaus und ein Knechtenhaus mit weiteren Ställen im Erdgeschoß. Alle diese Räumlichkeiten genügten zeitweilig der Unterbringung von Angestellten, Pferden, Wagen und Materialien nicht. So wurden denn im Erdgeschoß von Nr. 10 — ein gemischter Sandstein- und Riegbau — die Knechte verköstigt, in Nr. 18a — einer uralten Scheune mit Stallung — erst Pferde, dann Motorlastwagen eingestellt. Im Plane von Mirani ist, von der Straße etwas zurückstehend — so den Werkplatz des welschen Faßhauses vergrößernd — an den südwestlichen Ecken eines sich bis an die Sandsteinflühe hinaufziehenden Gartens der Vorläufer des Hauses Nr. 10 und Nr. 18a zu sehen. Dieser Vorläufer, eine Scheune, war im Grundriß nur 1/4-mal so groß wie das heutige dreistöckige Miethaus. Nr. 18a gehört nun der sich rasch vergrößernden Fensterfabrik Tlach-Kiener. Zwischen Nr. 10 und 18a zwängte man in eigentümlicher Art die hintereinander gebauten Häuser Nr. 18 und 16, die vor über hundert Jahren dem Schreinermeister Joh. Steinmann und später aus einem Bürgschaftshandel dem Landwirt Fr. Jährmann in Rubigen zufielen. Die der Straße zugekehrte Giebelfront von Nr. 18 besitzt einen hübsch geschweiften Bogen. Beide Häuser haben einen gemeinsamen Eingang. Hangaufwärts hinter Nr. 18a standen in größeren Abständen das Haus eines Wachtmeisters, einer Schwester Stüssi und einer Frl. Hug inmitten gepflegter Gärten.

Ein zweites enges, durchwegs gepflastertes Gäßchen führt zum Scheitelpunkt der Goletenansiedelung, vor 200 Jahren ein Rebgäßchen, heute ein von Häusern mit eigentümlich verschobenem Grundriß begrenzt. Bei Nr. 20 weitet es sich zu einem Plätzchen, dann zu einer ungepflegten, mit Gras bewachsenen

und grobem Kies bestreuten Fußweggabelung. Ein dritter Seitenweg, zwischen der Fensterfabrik (Nr. 28) und einer sehr alten Scheuer mit Stallung — der einstigen Lohnkutscherei und Fuhrhalterei Häberli (Nr. 30) — heraufkommend, mündet nämlich hier. Und dann geht es zur Lerberstraße auf einem von Kaninchenställen flankierten, eher einem ausgewaschenen Bachbett ähnelndem Weg. Beim laufenden Brunnen, der auf dem Plan von 1782 am Goletenfußweg steht, erhebt sich eine verbeulte Tafel, worauf zu lesen ist, daß der Besitzer der Häuser Nr. 20, 20a, 22, 22a, der längst verstorbene Pferdewärter Isenschmid, Liegenschaften und Brunnen vor Verunreinigung und Beschädigung schützt. — Aus Plan I von Ing. Müller, 1797/98, ist ersichtlich, daß der Familie Isenschmid schon damals ein Hangstreifen bis oben hinaus gehörte. — Unter diesen meist nicht unterkellerten, im Erdgeschoß feuchten Häusern, die verordnungsgemäß nicht mehr vermietet werden sollten, und in denen es in unserer wohnungsarmen Zeit von Mietern wimmelt, ist das Haus Nr. 20 in mancher Beziehung erwähnenswert. Das ganze weist auf ein festes Haus, das besondern Zwecken diente. Es hat zwei einstöckige Flügel, dahinter einen gepflasterten Hof mit Sodbrunnen. Der nach Süden gewendete, mit eigenem Eingang versehene Bau besitzt über halbmeterdicke Grundmauern und verließartige Keller mit gewölbter Decke. Die Hinterfront nimmt eine breite hölzerne Laube ein. Sie wird von gedrehten eichenen Säulen getragen. Wo die Firsten der beiden Flügel zusammenlaufen, gemahnt ein pyramidenförmiges niedriges Dächlein an einen kleinen Turm. Hier mag, wie wir schon weiter oben sagten, das 1293 errichtete Kloster Mariatal gestanden haben, inmitten von Reb- und Mattland, von Gärten und Äckerchen. Wir tappen jedoch — und das bis 1749 — im Dunkeln. Die Auffassung, es sei ein Kloster, später ein amtliches Haus mit Gefängnis gewesen, spricht sich hier herum. Am naheliegendsten scheint uns, hier die Wohnung des deutschen Herrenküfers zu suchen. 1749 gehörte die Liegenschaft einem Herrn Jenner, 1836 wohnten — nach Sommerlatts Adreßbuch — ein Schreiber Lehmann, ein Möbelhändler und eine Gremplerin Steinegger dort, heute gehört es der Erbschaft Isenschmid.

Der Goletenfußweg führte hinter den Häusern Nr. 22 und 22a zur Oranienburg, wohl einem der ältesten Gebäude «auf dem Berg». Das aussichtsreiche Gut, bereits 1740 angeblich im Zusammenhang mit holländischen Diensten des Erbauers so genannt, wurde 1822 von Kunstmaler Lory, dem Jüngeren, erworben. Er wird 1836 als Hausbesitzer genannt. Sein Vater Gabriel, ebenfalls Kunstmaler, wohnte im Hause des Dekans am Münster, Emanuel Stirlin (Nr. 174, heute Nr. 13), gegenüber, im Hause Nr. 176 (heute Nr. 30), der Flachmaler Joh. Münger.

Zwischen den beiden letztgenannten Gäßchen, im 1749 dem Gärtner Stähli gehörenden großen Garten und dem Hause des Ebenisten Samuel Frank stehen heute — nach mannigfachen Handänderungen und baulichen Um- und Neugestaltungen die Fabrik-, Wohn- und Bureauräume der Firma Tlach-Kiener (Nr. 24—28). Diese Liegenschaft findet sich im Plan von 1836 unter der Nr. 177. Sie

gehörte seit 1815 dem Sattlermeister Schär, dann dessen Tochter. Ein Teil von Nr. 177, ein Werkschuppen mit der neuen Nr. 28 wird 1892 abgebrochen und an seine Stelle das heutige Hauptgebäude Nr. 28 errichtet. Schreinermeister Kiener, der es 1907 erwirbt, baut es aus und erweitert 1924 die Werkstatt. Seit 1935 liegt die ganze Besitzung in Händen von Frau Tlach-Kiener. 1947 hat die Werkstatt eine große Erweiterung hangwärts erfahren und Nr. 18a wurde hinzugekauft.

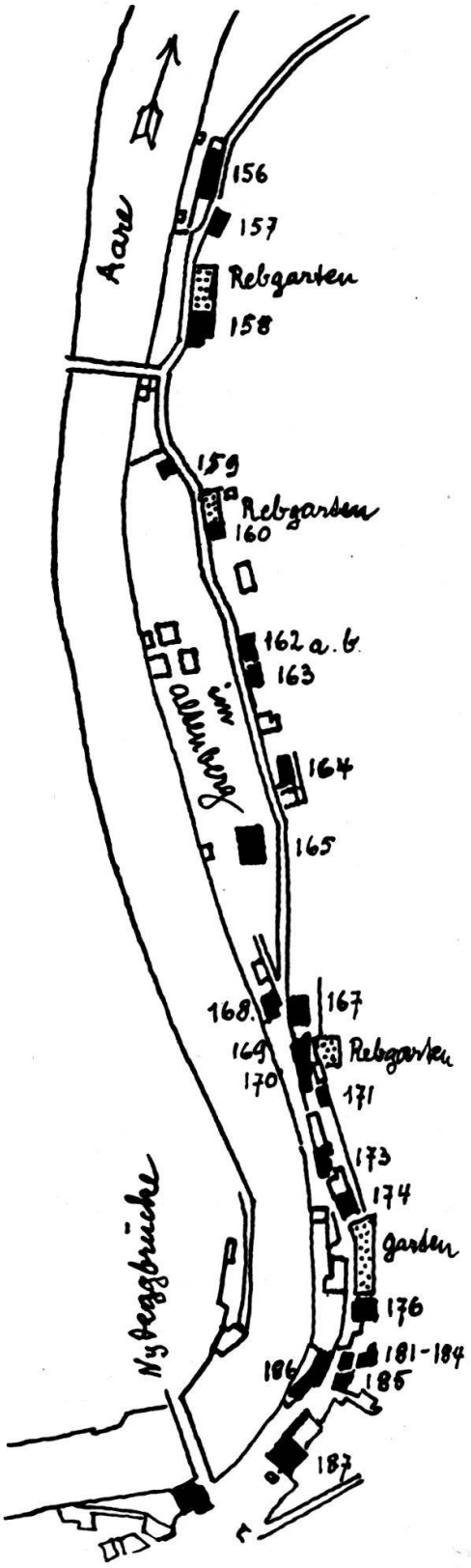
Über die Ansiedlung «In der Goleten» schauen in jüngster Zeit, wie die Stufen bei einem Amphitheater im Hangbogen angeordnet, zuoberst die «7 Bundesräte», wirklich graue Eminenzen an steilstem Hang, auf hohen Mauern die Häuser der Oranienburgstraße. Sie stecken tief in wässerigem, blauem Lehm, und man sprach ihnen kein langes Leben zu oder dann ein rutschendes. Aber sie stehen recht fest da. Dann folgt über der Lerberstraße der Chaletbogen, an der Straße selbst auf hohen Sockeln einige Ein- und Mehrfamilienhäuser, so am Eingang, zwar noch an der Bratpfanne gelegen, das Pfarrhaus (Nr. 7) des ersten Pfarrers an der Nydegg, Fr. Schneeberger, am sackartigen Ende das Einfamilienhaus des Bildhauers und Kunstmalers Karl Hänny-Schwarzenbach (Nr. 31).

Die Altenbergstraße

westwärts wandernd, fällt einem mancherlei auf: Da, gegenüber Haus Nr. 13, dessen Garten bei der Verbesserung der Straße sichtlich arg beschnitten wurde, steigt eine wagenbreite Zufahrt zu einer Remise und zu den vor mehr als 100 Jahren dem Flachmaler Münger gehörenden Häusern Nr. 32 und 34. Die obere ältere Hälfte von Nr. 32 hat auf der Westseite eine gelbbraune Laube, von der man einst in einen großangelegten Zier- und Baumgarten mit einem Springbrunnen blicken konnte. Die über zwei Meter hohe Sandsteinmauer verdeckt schier den Überrest dieses Gartens, der dem Neubau Nr. 40 (Hafen, Autogaragen und Reparaturwerkstätten) anheimgefallen ist. Solchen Mauern begegnet man auf der Bergseite unserer Straße immer wieder. Sie reichen meist mit der Gartenterrasse, die sie stützen, bis ans erste Stockwerk. Auffällig ist nun, daß die Abschrankungen der Hausplätze auf der andern Straßenseite nirgends aus mehr als sockelhohem Mauerwerk, sondern aus Lattenzäunen, Drahtwerk und Lebhägen bestehen. Dies im Hinblick auf eine mögliche Straßenverbreiterung. Zwischen den ungleich hohen Häusern Nr. 48 und 50 klafft förmlich ein dunkler Raum, der bergwärts von der Giebelseite eines wohl noch älteren Hauses abgeschlossen ist. Das so entstandene Höflein bekam später einen sandsteinernen Torbogen. Wenn die breite Doppeltüre mit dem hübschen Türklopfer offensteht, so erblickt man im Hintergrunde eine zum ersten Stock von Nr. 50 führende gebogene Treppe mit leichtem Eisengeländer. Bei der Straßenerhöhung kamen die Erdgeschosse dieser großen Mietshäuser 80 cm unter das Straßenniveau. Sie dienen daher und der Feuchtigkeit im Hinterhause wegen nicht mehr als Wohnungen.

Bis man zu den Häusern Nr. 54 und 56 gelangt, hat der Blick alle Muße, über

Häuser und Hauseigentümer



1836	1946
156 Eichelberger, Bierbrauer	4 Uferweg. Geschwister Gassner, Brauerei u. Restaurant
157 Bürki, Johann	134 Altenbergstr. Gut, Kaminfegermeister
158 Müller, Gärtner	*
159 Saxer, Tuchfärberei	53 Einwohnergemeinde Bern
160 Nussbaum, Christ., Gärtner Wildbolz-Morell, Henriette, H und B	98 Stucker & Zesiger. 102 ebenfalls 104 Bühlmann, Luise, Gärtners
162a Kohler, Friedr. v. Rütte, Großrat, Salzmagazinverwalter	88 Vogt, Fürsprech (Neubau)
162b Gerver, Rud. Friedr., a. Polizeisekretär	*
163 Wildbolz-Morell, Henriette	82 Schmidt-Rolli, Anna 86 Klossner, E., Gasarbeiter
164 v. Wagner, Gottl. Rud., Rentier	76 Stauffer, Joh., Verwalter 78 Hemmer-Oser, Laura (Neubau)
165 Saxer, Friedr. Emm., Handelsmann	29 Diakonissenhaus Bern
167 May, Rud., gew. Oberst in engl. Diensten	60 Stürlerspital
168 Müller, Gottl., Flachmaler	19 u. 21 Diakonissenhaus
169 Dietzi, Sam., Landw. Beamter v. Ernst, Ludw. Rud. von Romainmôtier B	58 Keller-Steiger, a. Pfarrer
170 Marti, F., Schreinermeister	56 Christen-Marfurt, Anna
171 Schwestern Meley	54 Christen-Marfurt, Anna
172 Jung, Isaak, Rotgerber	50 Christen-Marfurt, Anna
173 Stettler, Chr., Steinfuhrmann Stettler, Joh., H und B	48 Messerli-Reichen, Charles 46 Keller-Steiger, a. Pfarrer
174 Lory, Gabr., Vater, Kunstmaler (Lory, Sohn, Oranienburg)	13 Reinhard-Rast, Wwe. 44 Hafen, L., Autowerkstätte
175 Hopf, Aug., Schuldirektor Chatelin-Studer, Lisette H	*
176 Münger, Joh., Flachmaler	30 30a Hofstetter, E., Landwirt und Mithafte 32 Jung-Schmutz, Maria 34 Hügli-Walter, Anna, Wwe. 36 Hofstetter, E., und Mithafte
177 Schär, Jak., Sattlermeister	28 26 24 Frau Tlach-Kiener, Fensterfabrik
178 Frieden, Bend., a. Weinhändler Baur-Sollberger, Barb., Rentière	*
179 Lehmann, Joh., Schreiber Steinegger, A.E., Gremplerin Steinegger, R., Möbelhändler H	22 22a 20 20a Kellenberger-Isenschmid, Luise und Mithafte
180 Steinmann, Joh., Schreinermeister	16 18 Jährmann, Friedr., Landwirt
181 Gugger, Joh., Fuhrmann	14 12 Geschwister Schudel 18a alte Scheuer. Hofstetter u. Mithafte
185 Heim, Fried., Karl, Briefträger	10 Jung-Schmutz, Maria
186 Rychner, J. J., Prof. am Tierspital	3 Einwohnergemeinde Bern
187 Burri, J., Landwirt und Weinbauer Pfister, Joh. Ulr., Schreiber Moser, Abr. Steinfuhrmann Schorri, Joh., Weinhändler Walder, Jak., Wagner	4 6 8a Hofstetter, E. und Mithafte
	Nicht erwähnte Nummern sind z. T. Neubauten seit 1836.

* = abgebrochen. H = Hauseigentümer. B = Burger von Bern.

eine breite Gartenterrasse den baumbestandenen Hang hinauf bis zu den Villen Belvoir (Schänzlistraße 25) und Schönburg (Schänzlistraße 19) zu gleiten. Was für Gegensätze, diese beiden Villen! Die Villa Belvoir ist ein einfacher Bau, das Erdgeschoß aus Sandsteinquadern, der Oberbau in Rieg, ringsum mit Zierschindeln bedeckt. Sie wurde 1904 von Gottlieb Christen-Jaggi, Eisenhändler, käuflich erworben — seit 1932 gehört sie dem Diakonissenhause — und damit besaß er, was eine Seltenheit war, mit den seinem Sohne Christen-Marfurt überlassenen Häusern Nr. 54 und 56 an der Straße unten, eine Besitzung, die in großer Breite von Bergesfuß zu Bergeskamm reichte. Ein prächtiger Hang! Im untern Teil durch zwei hohe Mauern terrassiert, mit Blumen- und Gemüsebeeten bestanden, weiter Beerenkulturen und Obstbäume, ein idyllisches Gartenheer ein Alphäuschen, ein «Lueg ins Land» und zuoberst ein gepflegter Park! Möchte doch dieser Hang vor dem Überbauen noch recht lange verschont bleiben! Die Villa Schönburg — heute ebenfalls dem Diakonissenhaus unter dem Namen Sarepta gehörend — ist ein recht prunkhafter, fast palastähnlicher Bau mit großartiger Terrasse im Süden. Das hohe abgeflachte Dach wird im Süden von stumpfen lukarnendurchbrochenen Turmpyramiden flankiert, die, wie das Promenadendach, überreich mit zackigen Geländern und langhälsigen Knäufen und Lanzen verziert sind.

Von den beiden Christen-Häusern Nr. 54 und 56 ist das erstgenannte das ältere. Es ist durch ein springbrunnengeschmücktes Gärtchen von der Straße getrennt und trägt über dem einzigen Stockwerk ein heimeliges Mansardendach, das mit seiner Schmalseite an den dreistöckigen Nachbarn stößt, den in Rieg erstellten, mit Zierschindeln verkleideten Bau. Und älter noch als Nr. 56 ist bestimmt das Haus von a. Pfr. Keller-Steiger (Nr. 58), ein architektonisch eigenartiger Bau. Die Südfassade zeigt kaum, daß es zwei ineinanderlaufende Häuser sind mit einem straßenseitig gemeinsamen Eingang. Der schmale, über dem Hochparterre zwei Etagen tragende östliche Teil besitzt einen eigenen breitkrempigen Hut. Der Hutrand, also der Vorscherm, wurde auf der einen Seite beim Anbau des ebenso hohen Hauses Nr. 56 glatt weggeschnitten, auf der andern Seite für die Breite des etwas niedrigeren, dem einstöckigen westlichen Teil von Nr. 58 zugehörigen Daches ausgesägt und die Lücke zwischen den verschiedenen Firsthöhen verschalt. In diesem Wirrwarr von First und Dachstühlen fallen die festen braunen Estrichfenster auf, die noch mit ganzen Brettern geschlossen werden, und dann — nur von hinten und oben zu sehen — der zum Hang laufende First des schmalen Hausteiles.

Wir glaubten, in diesem Haus und in dem beim Höflein zwischen Nr. 50 und 48 beschriebenen, die mit der Giebelseite zur Aare gewendeten Häuser — möglicherweise Rebhäuser — auf dem Gemälde von Dünz aus den Jahren 1680 bis 1700 (Familienbild mit Langmauer und Altenberg als Hintergrund) gefunden zu haben. Nun zeigt sich, daß der östliche Flügel, das Hinterhaus des schmalen Hausteiles, erst im Jahre 1895 durch den Vater des heutigen Besitzers erstellt wurde, daß ferner der einstöckige Teil des Hauses zwar nicht «unter-», aber

doch «hinter»kellert ist und drei gewölbte Kellerräume besitzt auf der Bergseite des erhöhten Erdgeschosses, wovon der westliche als Trühl eingerichtet gewesen sein mag. Der zweistöckige oder um einen zweiten Stock, der ein einziges tiefes Zimmer enthält, erhöhte Teil hat keine eigenen, sondern benutzt dieselben Keller. Der westliche Teil ist also der älteste und mag als Rebhäuschen zu Beginn des 16. Jahrhunderts entstanden sein. Der östliche Teil ist ein Anbau aus dem folgenden Jahrhundert, der zudem einen Aufbau erfuhr. Großvater Keller (geb. 1816) erstand die Besitzung, die einst bis zur ehemaligen «Wartheim» (s. Diakonissenhaus) hinaufreichte, um 1850 von Samuel Dietzi. Hinter dem Hause, zwischen dem östlichen Flügel und dem Peristile auf der Stürlergutseite liegt ein entzückender kleiner Hof mit einem laufenden Brunnen, dessen kelchartiges Becken wahre Steinmetzkunst verrät. Schade, der zementene Brunnstock will so gar nicht dazu passen. Die hangaufwärts in breiten Stufen sich folgenden drei Terrassen sind von Blumen- und Gemüsebeeten eingenommen und von Bambus, Lorbeer, Magnolien umrahmt. An den ehemaligen Rebbergmauern reifen Trauben und sogar Feigen. Wir sahen das auch hinter dem Christen-Haus, das den Kellerhäusern in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts angebaut wurde. Ein alter Kaufbrief dieses ebenfalls mit gewölbten Kellern und Trühl begabten Hauses lautet auf 1773.

Der einzige alte Sandsteinbau — Sandsteinbauten gehören zum größten Teil erst in den Zeitraum nach der Erbauung des Münsters, also dem beginnenden 15. Jahrhundert an — der fest und formschön durch mehrere Jahrhunderte sich gleich blieb, ist

das Stürlerhaus,

Altenbergstraße 60. Es ist ein bemerkenswertes spätgotisches Land- oder Patrizierhaus. Drei Strebepfeiler reichen an der Südfassade bis zu den zwei- und vierfach gekoppelten gotischen Fenstern des ersten Stockes. Zwei große rundbogige Tore zwischen den Strebepfeilern verraten, daß sich im hohen Erdgeschoß große, tiefe Keller befinden. Über dem zweiten Stock strebt ein steiles Giebelwalmdach empor. Auf dem Bilde von Kauw — Stürler- und Saxergut 1676 — sind nicht nur die Giebelfirstköpfe mit langhalsigen Knäufen geschmückt, sondern auch das straßenseits Mitte Dachrand den Aufzug schirmende Dächlein. Heute schmücken fünf lustige Lukarnen in einer Reihe die obere Dachhälfte und an Stelle des vorhin genannten Dächleins, wie ein Kommandant, ein größeres Dachfenster. Der Eingang war stets auf der Ostseite, doch gegen die Straße zu schöner als heute, auch verdarb kein abscheuliches Wäschehaus den kleinen Hof. Diese Ostfassade ist an sich ein Prachtwerk gotischer Baukunst. Auf der Westfassade schützen schmale Klebdächer die Fenster. Hier gelangt man vom ersten Stock zu einst prächtig gepflegten Ziergärten. Ein südlich anmutender Steintisch und Teile eines zum Schuppen gewordenen Garten- oder Rebhauses wecken Bilder froher Wein- und Obsternte.

Nach Karl Zesiger, einem guten Kenner bernischer Ortsgeschichte, soll das

Stürlerhaus das Amtsgebäude des welschen Herrenküfers gewesen sein. Der Baustil und diese Annahme würden auf eine Erbauung im 16. Jahrhundert weisen und einen an der Notiz zweifeln oder an einen bloßen Umbau denken lassen, ein Ehepaar v. May-v. Goumoëns habe das Haus 1659 erbaut. Man sollte also eher von einem v. May-Haus reden, denn noch 1836 lebt ein Rudolf May, gewesener Oberst in englischen Diensten, darin. Eigentümlich ist nun, daß sich 1778/79 ein M. Frédéric Baron de Stürler d'Altenberg, Bourgeois de Berne, in Amsterdam befindet. Von einem Aufenthalt im Altenberg aber vernimmt man nichts. Einer unklaren Perlengeschichte wegen war er in einen Prozeß mit einem holländischen Kaufmann verwickelt, nach dessen vierjähriger Dauer er 1794, eventuell im Dienste von Lafayette, nach Amerika fuhr. Und doch besteht der Name Stürlergut zu Recht da. Das Wappen des letzten Privatbesitzers befindet sich über dem Eingang. Es ist ein Stürlerwappen. 1895 kaufte nach lästigen Wassergeschichten das Diakonissenhaus die Besitzung von den Nachbesitzern des Heinr. v. Stürler, gew. Polizeiinspektor. Die Erben gehörten den Familien de Goumoëns-Doxat, Couvreu-de Goumoëns, du Planty-de Goumoëns u. a. Das Haus diente vorerst als Anstalt für Geisteskranke. Als aber 1918 drei Patienten in der Aare den Tod suchten, vermietete man das Stürlerhaus erst einem Major v. Polentz, dann an andere Private. 1933 wird es zum Vorschul-Spital für Schwestern des Diakonissenhauses eingerichtet. Hier müssen die Schülerinnen alles im Spitaldienst Vorkommende selbständig verrichten. Doch haben sie höchstens 18 Patienten zu betreuen.

Das Land, das den Hang zwischen Stürlerspital und Altenbergstraße 76 und hinauf bis zu den Spitalgebäuden einnimmt, gehörte verschiedenen Besitzern, so 1797 (s. Plan I, Müller) dem Johannes Durheim und heute dem Diakonissenhaus, dem

Institut zur Bildung von Krankenpflegerinnen.

Dieses Institut nahm seinen Ursprung im Wartheim oder Nägeliheim, wie es nach seinem vermeintlichen Erbauer Schultheiß Hans Franz Nägeli genannt wurde. Dieses als ungewöhnlich schmuckes Rebhaus 1640 in der Mitte des Altenbergs erstellte und von Kauw 1676 inmitten von Reben gemalte Heim befand sich bei der Übernahme durch das Diakonissenhaus in ziemlich verwahrlostem Zustande, den man aber bei der herrlichen Aussicht auf die Alpen schier übersah. Der damals scheunenartige Teil des Wartheims wurde in ein Krankenhaus umgebaut und Ende 1863 bezogen. Auf dem Lande des Wartheims haftete die Servitut, dem im Norden anstoßenden Gute Blumenberg Wegrecht zu geben. Der Besitzer von Blumenberg, Prof. Fueter, hinterließ den Wunsch, daß keines seiner zahlreichen Kinder dieses Gut besitzen dürfe. Die notwendigen Bauten und der kostspielige Unterhalt würden ihre Kräfte übersteigen. Die Architekten erklärten, das Haus sei unreparierbar. Das Wohnhaus sank in den Scheidewänden ein. Der Stall war faul, die Scheune im Zerfall, die Schweineställe, Miststöcke und Jauchetröge in bedenklichem Zustande. Drei Jahre wartete die Fa-

milie auf einen Käufer, dann entschloß sie sich, zu parzellieren. Das bedeutete für die Besitzer des Wartheims eine Gefährdung ihres Besitzes dadurch, daß sie allen Parzelleninhabern hätten Wegrecht zubilligen müssen. Der Blumenberg samt Brunnen wurde daher von ihnen gekauft. Südlich davon kam das Salem zu stehen. Nach zweijähriger Bauzeit wurde es 1888 eingeweiht und 1894 bereits erweitert. Und die Notwendigkeit des Vergrößerns fand kein Ende. 1924 wurde das Nachbargut, die Schönburg, gekauft und vom Diakonissenhaus Sarepta (Schmelzhütte = Schmelztiegel des Leidens) getauft. Dann entstand westlich vom Salem, etwas zurückstehend, an der Schänzlistraße die Diakonissenhausklinik, das Mutterhaus «Neuwartheim». Das Wartheim-Nägeliheim, oder auch nach dem einst dort wohnenden ersten Rektor des Diakonissenhauses, Vater Dänliker, Dänlikerheim genannt, wurde zu einem Einfamilienhaus für den Institutspfarrer umgebaut. Heute gehört dem Diakonissenhaus der ganze Bergrücken samt den Villen vom Mutterheim bis zur Oranienburg, der ganze Hang vor den Spitalgebäuden zur Altenbergstraße und seit einigen Jahren auch

das Saxergut.

Was es übernahm, glich weder im Umfang noch im Zustand der Gebäulichkeiten dem, was man einst mit diesem Namen bezeichnete. Ein arg vernachlässigtes Hauptgebäude (Nr. 29) war es, grau verputzt, mit schändlich verbautem Peristile, inmitten eines seit Jahren ungepflegten Gartens. An dessen östlichem Ausgange standen zwei sehr reparaturbedürftige Wirtschaftsgebäude, ein Stall und ein Werkhaus. Betrachtet man das öfter erwähnte Bild von Kauw 1676, so ergreift einen ein nicht gelinder Schreck über die Vergänglichkeit alles Menschenwerkes, besonders wenn es der liebevollen Pflege entbehren muß.

Auf dem Ölgemälde steht das Herrenhaus inmitten eines großen Prunkgartens mit Springbrunnen. Vorn auf niedriger Mauer über der Aare sind zwei Pavillons mit Rosenbogen verbunden. Das Gebäude ist dem Stürlerhaus nicht unähnlich, größer, breiter zwar, das Walmdach allseitig über das mittlere Stockwerk reichend. Das Erdgeschoß, etwas erhöht, dient als Wohnung. Zwischen den Fenstern links und rechts der rundbogigen Türe wachsen die Spaliere herauf, was vermuten läßt, daß dieser Landsitz noch vor nicht gar langer Zeit erbaut wurde. Die Strebepfeiler an den Hausecken hören auf Fensterhöhe auf, wohl mit dem festen Mauerwerk. Darüber zeichnen sich die dunkeln Balken des Riegelbaues ab. Der Dachvorbau, dem auf der Nordseite ein gleicher entspricht, ist geräumig und hat ein eigenes Gerschildchen. Weder auf ihm noch auf den Firstköpfen fehlen die Zierknäufe.

Als Friedrich Emanuel Saxer, ein aus Aarau gebürtiger und in Bern ansässiger Kaufmann, dieses Landgut 1832 erwarb, reichte es zwischen Altenbergstraße und Aare vom heute hübsch renovierten «Hüttli» gegenüber dem Stürlerhaus bis etwas oberhalb der heutigen Altenbergbrücke. Umfang und Halt erkennt man im Müllerschen Plane I von 1797/98. Besitzer war damals der Metzgermeister Johann Friedrich Blau. Es umfaßte 5 Jucharten guten Erdreichs, das

mit vielen Fruchtbäumen vorzüglicher Art bestanden war. In der Mitte stand der wohlausgebaute Herrenstock mit schönem Garten — in chinesischer Art, wie Obergärtner Schenk meint—, mit Hof und laufendem Brunnen, mit Waschhaus und Holzschopf, sowie einer Scheune mit zwei Wohnungen (Nr. 43) an der westlichen Grenze und zwei weiteren der Landwirtschaft dienenden kleineren Gebäulichkeiten (Nr. 19 und Nr. 21) mit eigenem laufendem Brunnen im östlichen Teile des Gutes.

Die Liegenschaft blieb ihren landwirtschaftlichen Zwecken auch unter Saxer treu, obwohl der neue Besitzer im Sommerlattschen Adreßbuch 1836 als Kaufmann und Rotfärber aufgeführt wird: Rotfärberei, Baumwollgarn und Tücher en gros. Saxer nahm an den Scheuergebäuden bedeutende bauliche Veränderungen und Erweiterungen vor, und zum besondern Betrieb der Rotfärberei baute er weiter unten an der Aare zwei weitere Gebäude. Eines davon, gegenüber Nr. 96 auf dem Turnplatz gelegen, war erst Garnbreche und dann Wäscherei. Es wurde von der Gemeinde erworben und nach einem Brande nicht mehr aufgebaut. Von der Eiche beim Turnplatzportal führte ein Weg dorthin. Allein im Jahre 1862 sehen wir ihn genötigt, das Gut seiner Ehefrau Margareta Elisabeth geb. Haag zur Sicherung ihres eingebrachten Vermögens abzutreten. Frau Saxer-Haag wurde dadurch Eigentümerin. 1867 starb sie und hinterließ zwei Töchtern und einem Sohne das Gut. Im selben Jahre — wie ein Auftakt zur Zerstückelung — wurde auf der Nordseite ein Landstreifen zur Verbreiterung der Altenbergstraße in Anspruch genommen. Der jüngsten Tochter verblieb nach dem Tode ihrer Geschwister die um mehr als die Hälfte kleiner gewordene Besitzung. 1907 war der östliche Teil mit den Häusern Nr. 19 und 21 an Fuhrhalter Hofstetter übergegangen und 1909 sowie 1911 erwarb ein H. Trüb, Hoteldirektor in Monte Carlo, den westlichen Teil mit dem Wohnhaus Nr. 43. Ferner wurde 1916 ein Streifen für die Aarekorrektion expropriiert. Als Fräulein Saxer, 89jährig, im Jahre 1917 starb, hinterließ sie einer Verwandten in Aarau den Herrenstock (Nr. 29) mit etwas über 50 Aren Umschwung, d. i. ein Drittel des ursprünglichen Besitztums. Nach einigen Handänderungen wurde der Kaufmann Rud. Thut Eigentümer, der weitere 3 Parzellen als Bauland veräußerte, und der letzte Rest, das Haus mit ca. 26 Aren, ging im Sommer 1935 an das Diakonissenhaus über.

Die Geschichte des Gutes reicht — wie es Hans Morgenthaler in der Berner Woche Nr. 1, 1936, ausführt — natürlich viel weiter zurück: Metzgermeister Johann Friedr. Blau hat es von seinem Vater Jakob Andreas, ebenfalls Metzgermeister, geerbt und dieser es 1794 von Franz Ludwig Gruner, Notar und Altschaffner im Interlaknerhaus gekauft. Gruner selber war seit 1766 Eigentümer gewesen. Wer aber hatte im 17. Jahrhundert diesen prächtigen Landsitz erbaut? Man hört etwa, das ganze Gut habe einst auf einer Insel gelegen, einer Insel, die durch einen Aarearm, wohl in der Gegend der heutigen Altenbergstraße durchfließend, entstanden sei. Und man will hier den Platz «gelich als einer Insel» erkennen, auf welchem die Brunnadern-Frauen 1294 ihr neues Klöster-

chen erbauten, das zwar nur kurzen Bestand hatte, ihnen aber doch den Namen Insel-Frauen sicherte. Weder für das eine noch für das andere liegen Beweise vor.

Auf dem Boden des einstigen Saxergutes befinden sich heute drei Chalets und ein Steinhaus, dann eine städt. Turnhalle mit Turnplatz 1927/28 und endlich ein recht baufälliges Mehrfamilienhaus, das seit der Erhöhung des Turnplatzes um 70—100 cm um ebensoviel versenkt steht. Das ganze Gebiet war vor seiner Höherlegung beim kleinsten Hochwasser überschwemmt. Im Saxergut mußten die Schwestern das Haus räumen, da die von unten aufsteigende Feuchtigkeit das Wohnen verunmöglichte. Man riß das Haus nicht ab. Im September 1943 wurden die Hausmauern mit einer elektrischen Mauersäge ringsum aufgeschnitten. In die Schnittfuge zog man eine Bleiisolierung und übergoß sie mit Zement. Dadurch erreichte man eine absolute Trockenlegung. Als die Fußböden isoliert waren, konnten die Diakonissen ihr Heim wieder beziehen.

Nun ist auf diesem Areal auch noch die Rede von einem winzigen

Pfahlbau.

Er überragte die Altenbergstraße für nur kurze Zeit auf 4 m hohen Stützen. Es war ein Schuhmacherhäuschen, sagt man, mit direktem Ausguck auf Nr. 82. Eine Bielerin hatte hier, wohl um die letzte Jahrhundertwende, die eine Hälfte, den Wohntrakt eines Bauernhauses, erworben. An Stelle dieses halben Gebäudes ragte bald ein engbrüstiges dreistöckiges Haus empor mit gastraumähnlichem Erdgeschoß und vielen Fenstern straßen- und hofseits, ein Haus voll lauter Stiegen und lauter vom Gang aus betretbare Zimmer und darin ein unlauteres Gewerbe. Das paßte dem Leist nicht, und während ein paar Jahren wurde ein richtig gehender Krieg sowohl dem Zubringerdienst als auch den Besuchern aus der Stadt angesagt. Als Eingaben an die Polizeibehörde und Protestversammlungen nichts fruchteten, half man sich selbst. Es sollen Wachen aufgestellt worden sein, die die Besucher und Besuchten belästigten. Der Schuhmacher sollte deren Namen über die Straße rufen. Bald wäre er von den Freunden des grauen Hauses mitsamt seinem Häuschen für die treuen Dienste an der Volkswohlfahrt in die Aare geworfen worden. Der Zuzug hörte ob all der Belästigungen auf. Die Bielerin machte Pleite.

Ein neuer Besitzer schuf aus Nr. 82 ein ehrbares Logierhaus. Die andere Hälfte des erwähnten Bauernhauses, die noch heute steht, kam mit einem Teil der östlich anstoßenden Gärtnerei Kummer in den Besitz des Bauherrn von Nr. 80a — 1915 erbaut, seit 1924 im Besitze von Herrn Herzog, alt Postverwalter —, dem der auf gleichem Niveau mit Wohnhaus und aufgeschüttetem, mauergestütztem Garten liegende obere Teil als Estrich und Werkkammer dient. Das Erdgeschoß, eine geräumige Stallung, gehörte lange Zeit dem Viehhändler Goldschmied. Sein Vieh, oft 20 Häupter — besonders an Viehmärkten im Klösterli — weidete noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts auf Wiesen, die zum Saxer- und zum Kummergut gehörten.

Das Landhaus Kummer,

so genannt nach seiner letzten Besitzerin, und an dessen Stelle heute ein graues, dreistöckiges Doppelmiethaus steht, war von einem riesigen Walmdach überdeckt, sein Erdgeschoß von geräumigen Kellern und Geräteschuppen eingenommen. Das Obergeschoß mit zwei Wohnungen lief hangwärts auf einer mit Godswilerplatten belegten, im Osten von großen Treibhäusern abgeschlossenen Hof hinaus. Unter dem mächtigen hofseitigen Vorscherm war eine Laube. Und einst bildeten zwei japanische Pappeln hier eine besondere Zierde. Im Westen und im Norden bis an die Diakonissenhäuser waren Gärten und mit Obstbäumen reich besetzte Wiesen. Auf dem Bilde von Kauw 1676 erblickt man im Bereiche seines Areals etwas oberhalb der Straße wohl große rechteckige Gärten wie auch dazwischen ein schmuckes, in Rieg erstelltes gotisches Haus, dessen zwei Stöcke über das Erdgeschoß hervorragen, aber ein zweites, rechts unten befindliches Haus, das eher als ältester Vorläufer des Kummerhauses gedeutet werden könnte, wird bis auf die zum Hang querlaufende First verdeckt. Sowohl der Müllersche Plan 1797/98 — damals gehörte die bis auf den Berg reichende Besitzung im Halte von 4 Jucharten einer Frau Pfarrerin Brunner —, wie auch der Karl von Sinnersche Grundriß von Bern 1810 zeigen dann den Grundriß des einstigen Kummerhauses. 1836 hatte es einen Gottlieb Rudolf von Wagner, Rentier, zum Besitzer.

Das Bannwarthaus

ist dem eben beschriebenen nicht unähnlich. Es war früh schon ein Doppelwohnhaus mit Hochparterre und 1. Stock. Sein Dach mit den beiden Lukarnen ragte weniger über die Riegbaumauern hinaus und hatte gegen Westen einen flachen Rundbogen unter dem Gerschild. Im Osten führte ein gemeinsamer Aufgang, eine vom Vorscherm geschützte offene Treppe zum ersten Stock. Im Westen befand sich ebenfalls ein Eingang, sowie ein Peristile im Hochparterre, das eine Terrasse trug. Hinter dem Hause befand sich eine Waschküche mit Terrasse, ein Garten und ein Höflein mit laufendem Brunnen, dessen Becken aus einem Findling gehauen worden war.

Auch das Bannwarthaus findet man auf dem Müllerschen Plane, und es ist nicht ausgeschlossen, daß noch früher ein Rebhaus dort gestanden hat. Der ganze Hang aber, bis zum Weglein bei der Gärtnerei Bühlmann, im Halte von rund 10 Jucharten, gehörte Gottlieb Tillmann, wovon dieser 1817 an Rud. von Goumoëns aus Lausanne Land an der Altenbergstraße im Halte von 10,97 Aren verkaufte. Dieses Terrain ging ein Jahr später in die Hand eines Herrn von Morlot, Mitglied des Großen Rates, über, der darauf zwei Wohngebäude, eine Scheune und einen Brunnen erstellte. 1829 erwarb Rud. Wild, gebürtig aus Gossau, ansässig im Altenberg, den Grundbesitz um die Summe von 10 000 Schweizerfranken und verkaufte ihn 1832 an Friedrich Haller, Salzmagazinverwalter und Großrat der Republik Bern. Unterm gleichen Dach wohnte 1836 Rud.

Friedrich Gerwer, alt Polizeisekretär. Nach weiteren Handänderungen und geringeren Zukäufen kam die Liegenschaft über Ludwig Ris-Henzi (1869), Frau Marie Bannwart-Ris (1906) an Karl Fritz Emil Bannwart (1938). In den rund 120 Jahren war die Kaufsumme des Grundstückes ums Sechsfache gestiegen. 1938 wurde ein dreiteiliger, großer, dreistöckiger Bau vom nunmehrigen Inhaber erstellt. Den westlichen Teil (Haus Nr. 92) mit dem an das Hebeisen-Haus (Nr. 96) anstoßenden kleinen Garten blieb Eigentum des K. F. E. Bannwart, die zwei anderen Teile (Nr. 88 und 90) wurden schon während des Baues verkauft.

Der Neubau Altenbergstraße 92 mit seinen 3 Stockwerken, dem niedrig gehaltenen, nur wenig vorragenden Dache, mit seinen Loggien und breiten Fenstern geschmückten Südfassade, beweist, besonders im Vergleich zum Doppelmiethaus auf dem einstigen Areal Kummer, wie sehr es bei der Anpassung an die Landschaft auf Geschmack und Charakter des Architekten und des Bauherrn ankommt, und nicht bloß auf Bauzone, Bauvorschriften und deren Auslegung. Ein hübsches Beispiel von wohlerwogener Anpassung, hier von Neuem an Altes, möge noch erwähnt werden. Wir erinnern uns an das halbierte Bauernhaus (Nr. 80). Westlich davon befindet sich, wohl seit zwei Jahrhunderten, ein Stöckli, niedrig, mit hübschem Mansardendach. Es ist auf dem Müllerschen Plan 1797/98 mitsamt dem Bauernhause und den dazwischenliegenden vier Gartenbeeten festgehalten. Eigentümlicherweise läuft die March zwischen den Gütern von Frau Pfarrerin Brunner im Osten und Gottlieb Tillmann im Westen mitten durch den Grundriß des Bauernhauses. Und doch gehört 40 Jahre später das ganze Bauernhaus der im Stöckli wohnenden Henriette Wildbolz-Morell, Bernburgerin und Besitzerin der nachmaligen Scherz-Häuser (seit 1903 Stucker- und Zesiger-Häuser Nr. 98 und 102). Am oben genannten Stöckli wurde vor 12 Jahren der Neubau Klossner erstellt, im Stil gut angepaßt und in der Verbindung geschickt gelöst.

Die Scherz-Häuser

verdanken ihren Namen dem ~~Regierungsrat und~~ Armen~~direktor~~ inspektor Scherz, dessen Sohn, der heutige Bankdirektor, im größeren von den beiden aufwuchs. Während dieser größere Riegelbau, zurück von der Straße, etwas erhöht und vor Überschwemmungen geschützt, mit der Längsfront dreistöckig dasteht, reicht das andere, kleinere Scherz-Haus mit seiner Schmalfront an die Straße heran. Es ist mit 1683 datiert und wurde bei Anlaß einer Renovation verschwenderisch mit Graphito-Malerei geschmückt. Denkt man sich die kleinen An- und Hintenhinausbauten weg, so muß dieses Häuschen mit seinem Rundbogen nach Süden und den Lauben zu beiden Seiten unter dem Dach, reizvoll gewesen sein. Im großen Haus wohnte 1836 Gärtner Christian Nußbaum. Schon 1798 finden wir, im Vergleich zum heutigen, einen wohl zweimal so umfangreichen rechteckigen Garten im Westen von Nr. 102 vor. An seinem nördlichen Rande entstand 1844 ein aus Sandsteinquadern bestehendes Haus mit Rundbogen gegen Westen. Vor

ungefähr 80 Jahren wohnte dort Oberrichter Hodler. Ein Fußweg, von der Altenbergstraße abzweigend, führt zur

Sahli-Besitzung.

Inmitten eines wohlgepflegten Parkes mit einem Weiher, der vom Auslauf des Nischenbrunnens gespiesen wird, hinter hellem, gartenumrandetem, neuerdings vergrößertem bekiestem Hausplatze erhebt sich der Wohnstock. 1853 hat die Urgroßmutter der jetzigen Besitzerinnen, Frau Maria Elisabetha Rosina Scherrer, geb. Henzi, Wwe. des Ludwig Emanuel, gew. Pfarrer zu Belp, die Liegenschaft von Herrn Ludwig Morell, gew. Einzieher des großen Burgerspitals von und in Bern, erworben. Der aus Stein und Rieg erstellte Bau mochte damals ein Dutzend Jahre alt sein. Unter den aufgeführten Dienstbarkeiten findet sich in einem auf das Jahr 1842 zurückgehenden Vertrag die Verpflichtung zum Unterhalt «eines Teils des Fußweges zu dem neuen, hier verkauften Wohnstock». Es wird sich bei diesem «aus 52 eichenen, vier Schuh breiten Tritten und eichenen Schwirren bestehenden Fußweg», der an der Altenbergstraße seinen Anfang nimmt und von da längs der Marche zwischen der neuen Besitzerin Frau Schärrer im Osten und dem Landgute der Frau von Fellenberg (einst des Herrn Goumoëns) hinaufführt, um die Rabbentaltreppe handeln. Die Liegenschaft wurde dann dem Schwiegersohn Christian Sahli überlassen. Fürsprecher und Kammerschreiber Sahli (geb. 1825, gest. 1897) wurde 1852 Regierungsrat. Er gehörte auch dem Großen Rat, dem Nationalrat und dem Ständerat an und war ein eifriger liberaler Politiker, in dessen Haus bedeutende Männer wie Bundesrat Schenk und J. V. Widmann zu Gaste waren. Aus einem Kaufbrief des Jahres 1858 geht hervor, daß Regierungsrat Christian Sahli von den Söhnen des Armand Eduard von Ernst von Bern, gew. Zuchthausdirektor, und angesessen im Rabbental, ein Stück Erdreich erwirbt, das angrenzt: «Im Osten an die Liegenschaft des Käufers, im Süden an die von Bern her durch das Rabbentalgut nach der Lorraine führende, der Einwohnergemeinde Bern angehörende Straße, im Westen an das Erdreich des Schreinermeisters Christian Bärtschi und im Norden an das des Baumeisters Dähler.»

Regierungsrat Sahli verkaufte um 1884 Land im Norden an Prof. Baltzer (Rabbental Nr. 51), und hierauf Land bis zur Altenbergstraße hinunter an einen Baumeister Straub, dem wir wohl den von der Straße zurückgenommenen erhöhten, nach außenhin etwas bizarr wirkenden, im Innern aber recht komfortable geräumige Wohnungen enthaltenden Bau verdanken (Altenbergstraße Nr. 120 gehört heute der Bärenhöfli AG.).

Den östlichen Teil der eben erworbenen Liegenschaft veräußerte Baumeister Straub an Armendirektor Scherz. Sein Sohn, Ernst Scherz, damals Kontrolleur, erstellt gemeinsam mit Kaufmann Kölliker oder Baumeister Jaussi das Doppelwohnhaus Altenbergstraße 116/118. Sieben Jahre nach dem Bau, 1918, kaufte Herr Hermann Ehrensperger das Haus Nr. 118 von Baumeister Jaussi,

und 1945 geht es in die Hände von Frl. H. Ehrensperger, die es im selben Jahre einem Herrn Jaggi käuflich überläßt.

Es würde zu weit führen, wollte man all die Villen hangaufwärts beschreiben, wiewohl in ihnen bedeutsame, nennenswerte Gelehrte, Ärzte, Künstler, sowie Beamte und Kaufleute wohnten und heute noch z. T. leben.

Was die Bauzeit der Häuser anbelangt, so wissen wir, daß Siedlungen stets durch Wasser und Wege hauptsächlich bedingt sind. Wasser war überall vorhanden, oder konnte leicht zugeführt werden; aber an Zugängen zu den Siedlungsflächen hat es gemangelt — in mancher Hinsicht glücklicherweise — bis zum Bau

der Brücken.

Kolonne 1 der von Hans Morgenthaler zusammengestellten, unten folgenden Tabelle, die wir ihres allgemein orientierenden Wertes vollständig wiedergeben, führt die Erbauungszeit unserer Berner Brücken auf:

Vergleichende Tabelle der Größenverhältnisse der Berner Brücken

Name	Erbauung	Höhe über Normalwasserstand	Länge	Fahrbahn und Gehsteigbreite		Gesamtbreite
Nydegg	1841—44	25	124,5	a) 10,5 b) 7,5	2,1 1,8	14,7 11,1
Altenberg (Fußgänger)	1856	4,5	54	2,3		2,3
Eisenbahn rote Br. «Würgengel»	1856—57	43,5	168	4,5		4,5
Dalmazi	1871—72	4,5	62,5	5,1		5,1
Kirchenfeld	1882—83	34	229,9	8,4	2,4	13,2
Kornhaus	1895—98	48	355,25	7,2	2,7	12,6
Lorraine	1928—30	40	178	11	a) 3,5 b) 4,3	18 19,6

a) Eingangspartien b) Mittelstück

Einerseits haben diese Brücken jeweils breite Schneisen in die Hänge mit ihrer Vegetation und unauffälligen Besiedlung gerissen. Wiesen, Gärten und Parkanlagen und auch Häuser mußten den breitsohligen Pfeilern und Anfahrten weichen. Aber sie wirkten anderseits als Saatbahnen und -streuer; die Überbauung im Umkreis der neuen Brückenköpfe schoß jeweils, mehr oder weniger glücklich geleitet, wie Kraut hervor. Das Fliegerbild mit den 6 Brücken zeigt uns das deutlich genug. Und die Bauherren sind meist solche, welche die möglichste Nähe ihrer Arbeitsstätte mit der möglichst schönen und günstigen Wohnlage zu verbinden suchen. Bis 1834 waren Altenberg, Rabbental und die übrigen, nur schwach besiedelten Nordquartiere für den Verkehr mit der Stadt auf die Untertorbrücke angewiesen und auf die Fähre, welche seit 1823 — also nach Abbruch der linksufrigen Langmauer — den dortigen Landhäusern und

dem Altenbergbad diente. 1834 kam an Stelle der Fähre eine in Holz erbaute Fußgängerbrücke, an deren rechtsseitigem Brückenkopf ein Zollhäuschen stand und wo eine Benützungsgebühr bis zur Aufhebung der Zölle 1842 erhoben wurde. Das kleine Zollhaus, die Fenster im einzigen Stockwerk vom Vorscherm des Walmdaches halb verdeckt, stand mit seinem Spezereiladen im Erdgeschoß neben der zollfrei benutzbaren, 1857 eröffneten eisernen Kettenbrücke noch bis vor ungefähr 13 Jahren. Und recht hartnäckig hat sich die Spezereihandlung auch im neuen Gebäude (Altenbergstraße Nr. 59) bis heute behauptet.

Jenseits des etwas umständlichen Brückenzuganges hinter einem Feuerlöschmagazin und einer städtischen Schuttaufbewahrungskiste besitzt der Altenberg sein einziges öffentliches Plätzchen. Es verdankt sein Entstehen dem Bau der Kornhausbrücke, welcher hier das Haus Bärtschi (Altenbergstraße Nr. 128) 1897 und das dazugehörige Pflanzland weichen mußte. Ein im Stil ähnliches, aber nur für eine Familie erstelltes Haus wurde ca. 1910 oberhalb der Altenbergstraße erbaut, zwischen dem nördlichen großen Brückenpfeiler und dem alten Bärtschi-Haus (Altenbergstraße Nr. 132) aus dem Jahre 1878, einem vierstöckigen, 1947 renovierten Riegbau. Der Baumeister Dähler, dem wir im vorerwähnten Kaufvertrag mit Schreinermeister Bärtschi als Anstößer an das Sahligut begegneten, hat auch das alte Herzoghaus (Rabbentalstraße Nr. 41) um dieselbe Zeit erbaut, und zwar auf den Tupf gleich. Interessant ist, wie auf jedem der vier Stockwerke zwei 2-Zimmerwohnungen mit Küche eingerichtet wurden, und einem mittleren Zimmer, das zu dem einen oder anderen Logis geschlagen werden konnte. Dähler verbaute sich in den 80er Jahren am sogenannten Konradschlößli — das von Dr. Konrad und später vom Nuntius bewohnt war — im Bogen der Sonnenbergstraße östlich des Viktoriaspitals. Er geriet in Konkurs. Die Spar- und Leihkasse übernahm das Herzoghaus und verkaufte es um 1890 dem Weibel Karl Herzog.

Mit dem Altenbergbrücklein war, wenn auch nur für Fußgänger, nach vier Jahrhunderten, ein zweiter fester Übergang geschaffen. Er erleichterte, besonders zeitlich, den Verkehr vom Waisenhausplatz den Langmauerweg hinunter — ein zwar steiler, holpriger, aber mit prächtigen Ulmen besetzter Karrweg — vom Zeitglockenplatz und Rathausplatz auf gewundenen Fußwegen zum untern Altenberg. Von hier aus erreichte man auf den wenigen Treppen und Fußwegen die West—Ost in Hangmitte laufende Rabbentalstraße mit dem Nischenweg, dem Oberweg, ihrer Abzweigung zum «alten Herzoghaus» und einigen Sackgassen.

Das Rabbental und die Nordquartiere, Lorraine, Wyler, erhielten ihre erste Verbindung mit der oberen Stadt durch

die alte Eisenbahnbrücke,

oder die «Rote Brücke». Sie wurde im April 1856 begonnen. Aus den Werkstätten auf der Schützenmatte schob man sie am 26. März 1858 bis auf den ersten kalksteinernen Pfeiler, am 31. Juli auf den zweiten Pfeiler. Am 28. Oktober war

das Werk, das damals als ein Wunder der Technik galt, vollendet. Die Probefahrt vom Wylerbahnhof zum Berner Kopfbahnhof fand am 12. November 1858 statt. Der rote Anstrich der gegitterten Brücke gab ihr die volkstümlichen Namen «die Rote» oder «die Gestrickte». Die Fahrbahn unter den Geleiseanlagen war am 25. August 1858 bereits dem Fußgänger- und Wagenverkehr übergeben worden. Und im selben Jahre schon erstellt ein Baumeister Fäs die beiden steinernen, geräumigen Villen östlich der Breitenrainstraße, über dem zwar damals noch nicht vorhandenen Botanischen Garten. Damit war der Auftakt zu einer ungemein lebhaften Entwicklung der Bautätigkeit in Lorraine, Wyler und Breitenrain gegeben. Auch an der Rabbentalstraße entstanden einige neue Häuser, so das mächtige, aus Sandsteinquadern gebaute Mehrfamilienhaus, in welchem einst auch Otto von Greyerz wohnte. In diese Bauzeit gehören wohl auch das «Altisheim» (Nr. 71), das Christen-Haus (Nr. 67), die Häuser von Prof. Balzer (Nr. 51) und Dr. H. Dübi (Nr. 49) und später, doch vor dem Bau der

Kornhausbrücke

das Haus Nr. 69 (heute Haus des C. V. J. M.) nördlich des Haupteinganges zum Sahligut und das Eckhaus Rabbentalstraße-Oberweg, die beide zur gleichen Zeit und wohl vom gleichen Baumeister erstellt wurden.

Für den Bau der Kornhausbrücke lagen schon 1739 Pläne vor. Doch teilten nur wenige Ratsherren das Interesse von Ing. Joh. Anton Herpart. In den 1830er Jahren griffen die Herren K. A. von Lerber und Architekt v. Sinner, spottweise «die Brückenstudierer» genannt, den Gedanken einer Zufahrt über die Aare mitten in die Stadt wieder auf. Beinahe würden wir, wenn ein Vorschlag aus dem Jahre 1833 angenommen worden wäre, zu einer Art «Ponte Vecchio» gekommen sein. Meinte man doch, die Brücke sollte steinerne Pfeiler erhalten, die zu Wohnungen einzurichten wären, damit doch wenigstens ein Teil der Baukosten durch Zinsen gedeckt würden. 1839 entbrannte ein scharfer Meinungsstreit der unteren Stadt, die für die Brücke bei der Nydegg eintrat, und der oberen Stadt, die für eine solche beim Kornhaus plädierte. Ernsthaft dachte man an den Bau einer Hängebrücke vom Rathausplatz aus in Verbindung mit einem Rathausneubau. 1870 tauchte das Projekt einer Luftbahn vom Waisenhausplatz nach der Schänzlihöhe auf. Endlich, am 23. Oktober 1892, wird die Kornhausbrücke beschlossen und zwecks Ausgestaltung des Straßennetzes jenseits der neuen Brücke Mosergut und Spitalackerfeld angekauft. Die Bauarbeiten beginnen im August 1895, und am 18. Juni 1898 findet die Eröffnung statt. Auf gewaltigen Pfeilern ruht die wirklich gediegene Eisenkonstruktion mit einer Fahrbahn aus wasserabweisenden Stöckchen australischen Eukalyptusholzes. Der rechtsufrige Hauptbogenpfeiler steht auf 432 Pitchpinepfählen, die in lehmigen, bis in 32 m Tiefe oder mehr reichenden Ablagerungen der größten Eiszeit eingerammt sind. Die Zyklopenmauern im großen Einschnitt oberhalb des rechtsseitigen Brückenkopfes haben wir in anderem Zusammenhange erwähnt. Keine Hochbrücke Berns zeitigte eine solch gewaltige bauliche Entwicklung wie die

Kornhausbrücke. Wylerfeld, Breitenrain und Spitalacker bis nördlich ans Beundenfeld wurden in den folgenden fünf Jahrzehnten zu einem dicht überbauten Wohnquartier.

Zu den alten Villen wie das Konradschlößchen, das alte Chalet Niehans, das Chalet Isenschmid und die Villa Gmür, gesellen sich am Ulmen-Lindenberg, an der oberen Rabbental-, an der Sonnenbergstraße, am Sonnenbergrain und an der Schänzlistraße neue, zum Teil prächtige Sitze. Der Tradition der letzten Dezennien getreu bleibt hier ein Quartier von Professoren, Juristen, Architekten und Kaufleuten bestehen. Die Zahl der Ärzte hat sich mit dem Anwachsen der großen Spitäler, Salem, Victoria und der Privatklinik «Beau-Site» an der Schänzlihalde Nr. 11—15, vermehrt. Wir finden gerade an der Schänzlihalde eine schier ununterbrochene Reihe von Ärztevillen.

Das Victoriaspital,

dessen alter Bau, das Hauptgebäude Schänzlistraße 65, seit mehr als einem Jahrzehnt als Hotel Victoria bestand, und 1901 von der Kongregation der barmherzigen Schwestern vom hl. Kreuz (Mutterhaus Ingenbohl) übernommen und zum Krankenhaus mit Unterhaltungssaal und Kapelle ausgebaut wurde, hat 1906 eine neue, vornehm gestaltete und ausgezeichnet eingerichtete Klinik erhalten. Dieses Sanatorium (Sonnenbergstraße 14) ist von Architekt Davinet in den Jahren 1901—1906 errichtet und am 24. Oktober 1906 eröffnet worden. In beiden Häusern sind bei 45 Angestellte und 32 Schwestern tätig.

Und nun gleiten wir, leider nur in Gedanken, lautlos mit dem Lift, den man schon als Trost wegen Lärm und Schatten Regierungsrat Sahli versprochen hatte, und den man immer noch erhofft, zur Altenbergstraße hinunter.

Dort wo die Altenbergstraße sich anschickt, recht steil zur Rabbentalstraße aufzusteigen, rechts auf hohen Mauern das alte Rieghaus von Kaminfegermeister Gut (Nr. 134), links die Kegel- und Bocciabahnanlagen, zweigt ein schmaler Fahrweg ab, der Uferweg. Im Straßenwinkel steht, eine hübsche Giebelründe nach Osten wendend, das einstige Café Du Pont (das heutige Restaurant Altenberg). Wir haben damit das im Müllerschen Plan 1 mit Altenberggut bezeichnete, 6½ Jucharten haltende Areal betreten. Es gehörte dem Landvogt Albrecht Frisching, dem am 16. September 1785 die Konzession zum Betrieb einer Badewirtschaft und Brauerei an Stelle der Ziegelhütten erteilt wurde. 1836 wirtete im Café Du Pont Bierbrauer Eichelberger. Eine richtige Entwicklung setzte erst ein unter der Leitung der Gebrüder Böhlen, 1859—1879. Dann übernahm Ruppert Gassner den Betrieb. Im alten backsteinernen Bräuhaus, das an die Badestuben und ein einstöckiges Wohnhäuschen anschließt, ließ er einen Dynamo einbauen, der, durch ein Wasser- oder Flotschrad an der Aare in Betrieb gesetzt, den nötigen Strom für die Brauerei und seit 1888 für die elektrischen Bogenlampen in der Badewirtschaft lieferte. Es waren die ersten Einrichtungen solcher Art in Bern.

1901 führte Frau Wwe. Gassner den Betrieb, und seit 1921 leiten ihn unter

dem Namen «Brauerei Gassner & Cie.» die Geschwister Gassner. Die Brauerei besteht nun seit 162 Jahren. Wie bei der Brauerei Klösterli, befanden sich im Sandstein kühle Bierkeller. Die Straße nach dem Botanischen Garten ist einst darüber eingestürzt.

Hinter der Wirtschaft Altenberg folgt das Verwaltungs- und Wohngebäude der Besitzer.

Das prächtig große, durch seine Geradlinigkeit und Schlichtheit reich wirkende Gebäude im klassizistischen Stil besitzt über hohem, zu Kellern und Remisen ausgebautem Erdgeschoß drei Stockwerke, zu deren erstem man vom Altenbergrain durch Portal und Garten gelangt. Das hohe Walmdach mit Rundbogen unter den Gerschildchen trägt auf dem östlichen Schild den weißen, sechszackigen Bierbrauerstern. Unterhalb und hinter dem Hause und auch neben dem Enten- und Hühnerstall jenseits des Weges erfreuen wohlgepflegte Blumenbeete und breitkronige Bäume.

Wie eine Reihe Baukastenhäuschen nehmen sich die einst bis an die Aare heranreichenden Zweck- und Wohnbauten aus, die Werkstätten, Schuppen und Lager. Sie bilden mit dem Café Altenberg, den Remisen, den Stallungen, den Knechtenwohnungen und dem Herrenstock eine Gasse. Da ist vorerst die lange, niedrige eingeschossige Badestube für Warmwasserbäder, mit einem Bassin, das durch eine Palisadenwand gegen die Aare abgeschränkt ist. Es sollen sich in der Badestube und dann in der Wirtschaft nicht nur die Körper, sondern auch die Gemüter hin und wieder erhitzt haben. So besammelten sich z. B. am 18. November 1844 hier 30 Schneider, um einen Streik gegen die eben aufgekommenen fremden Kleidermagazine (Konfektionsgeschäfte) zu verabreden. Der gewaltige Dampf hielt bis zum folgenden Tag an, die sechs Mutigsten begaben sich in das Magazin, benannt «Zu den tausend Paletots», besprengten die Kleider mit Vitriol und schleppten eine Anzahl anderer Gewänder auf die Gasse. Die Strafe ließ nicht auf sich warten. Die Schneider wurden gefangengenommen, die Rädelsführer im Januar 1845 aus dem Kanton verwiesen, und die Komplottteilnehmer mit einer Buße bedacht von Libres 800 a. Währung, das sind zirka 1600—2400 Fr. nach der Kaufkraft vor 1914 berechnet.

Seit der Aarekorrektion und dem Bau des Dammweges 1910—1915, an den jeder Aareanstößer einen 2 m breiten Streifen abzugeben hatte, hat sich manches verändert. Die öffentliche Badanlage und das Wasserrad verschwanden. Die Badestube beherbergte seither verschiedene, hauptsächlich auch mechanische Werkstätten. Das alte Bräuhaus entsprach längst nicht mehr den Anforderungen. Der Betrieb wurde stark vergrößert, neue Einrichtungen, Maschinen, Umbauten und hygienische Anlagen erstellt. Zu dieser Entwicklung bedurfte es neuen Raumes. Und der fand sich unterhalb der Lorrainebrücke auf dem 1798 der Frau Wwe. Kirchberger gehörenden Areal des Rabbentalgutes. Der große Bogen des Talviaduktes spannt sich darüber.

Dem Weg entlang zum neuen Bräuhof zieht sich eine hohe Betonmauer. Sie

stützt die unterste Terrasse des Botanischen Gartens und reicht bis an die Lorrainebrücke heran.

Als 1787 Sophie Laroche — sie schrieb davon in ihrem Tagebuch einer Reise durch die Schweiz — in einer hochräderigen, gut gefederten Kutsche von der Stadt her und über die Untertorbrücke dem Altenberg entlang des Kanzlers Kirchbergers Landgut (damals Haus Lorrainestraße Nr. 1) fuhr, erging sie sich in Ausrufen der Freude über diese mit Gärten, Bäumen und Rebbergen geschmückte Landschaft. Und als nach halbstündiger Fahrt auf holprigen Wegen die Höhe des Altenbergrains erreicht wurde, öffnete sich vor ihr weites, der Aare zu sanft geneigtes Wiesland, besetzt mit idyllischen Baumgruppen und einem großen, pappelumstandenen Weiher. Es ist das Gebiet der ausgedehnten Landsitze, des Altenberg-, des Rabbental- und des Lorrainegutes, die noch von keinen Straßen und Dämmen, Fahrbahnen und Brücken durchschnitten sind. Gerade hierher, links des Altenbergraines, wurde im Jahre 1859

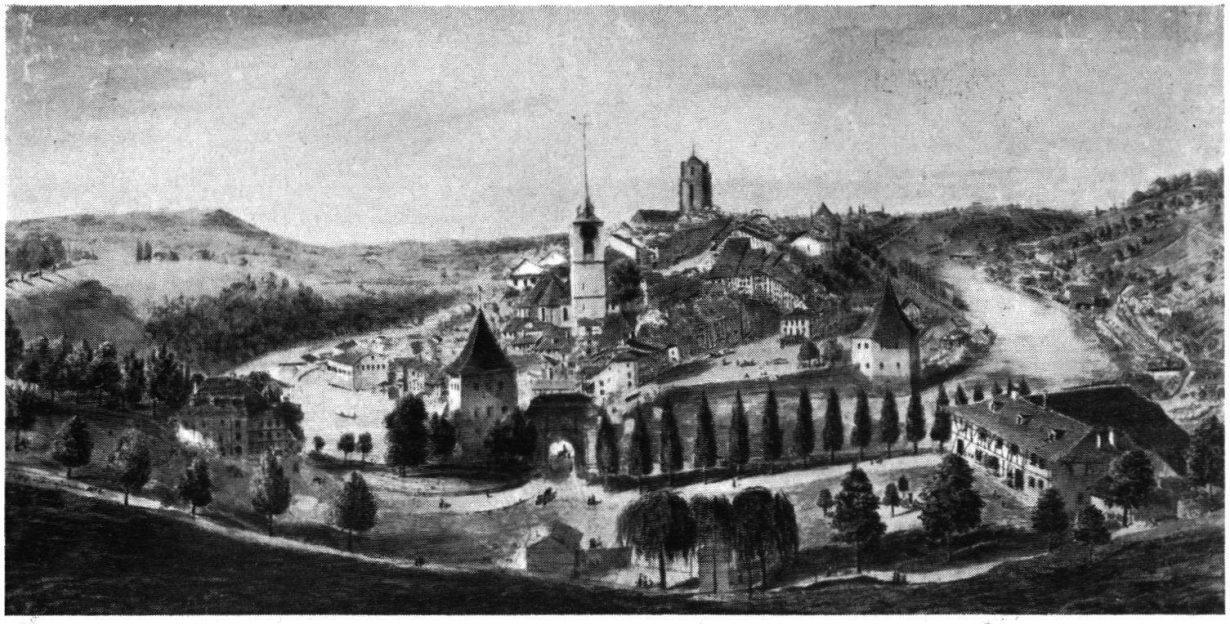
der Botanische Garten

von der Waisenhaushalde verlegt an die sogenannte Rabbentalhalde. 1798 war diese ein Teil des über 48 Jucharten haltenden Altenberggutes des Franz Rud. Frisching. In sehr geschützter und sonniger Lage, mit einer Brunnquelle, die heute den Teich speist, erwarb die Gemeinde Bern 6 Jucharten 7400 Quadratfuß Land für die Summe von Fr. 25 000. — (das sind 1,12 Fr. der Quadratmeter) zur Anlage dieses neuesten Botanischen Gartens. Durch nachträglichen Erwerb des Eisenbahndammes stieg das Areal auf 8 Jucharten, von denen man aber beim Bau der Lorrainebrücke 2000 m² opfern mußte. Damals, 1927, galt, nach Obergärtner Schenk, der Quadratmeter am untern Bord ca. 6 Fr., im mittleren Teil ca. 20 Fr. und in der obersten Ecke ca. 60 Fr. Die Gebäude und Treibhäuser konnten im Spätherbst 1862 bezogen werden. Die Anlage zerfällt in eine obere und eine untere Terrasse. Auf der oberen stehen die Orangerie und Palmenhäuser, davor das Lehr -und Wohngebäude, senkrecht darauf die Gewächshäuser mit dem Bauerngarten und westlich davon die Versuchshäuser. Der Hang zur untern Terrasse ist als Alpengarten angelegt, dann folgen sich im abfallenden Teil im Westen der Wald mit inländischen, hauptsächlich Tannenarten, in der Mitte eine regelrechte Baumsammlung mit vielen außereuropäischen Exemplaren und im Osten die Obstbaumschule, sowie die Versuchsgärten für Gemüse, Sträucher, Spaliere und Reben. Der älteste Baum, eine 85jährige Ulme, mußte leider umgehauen werden. Einen Anziehungspunkt bilden hier unten das Aquarium und die Grotte.

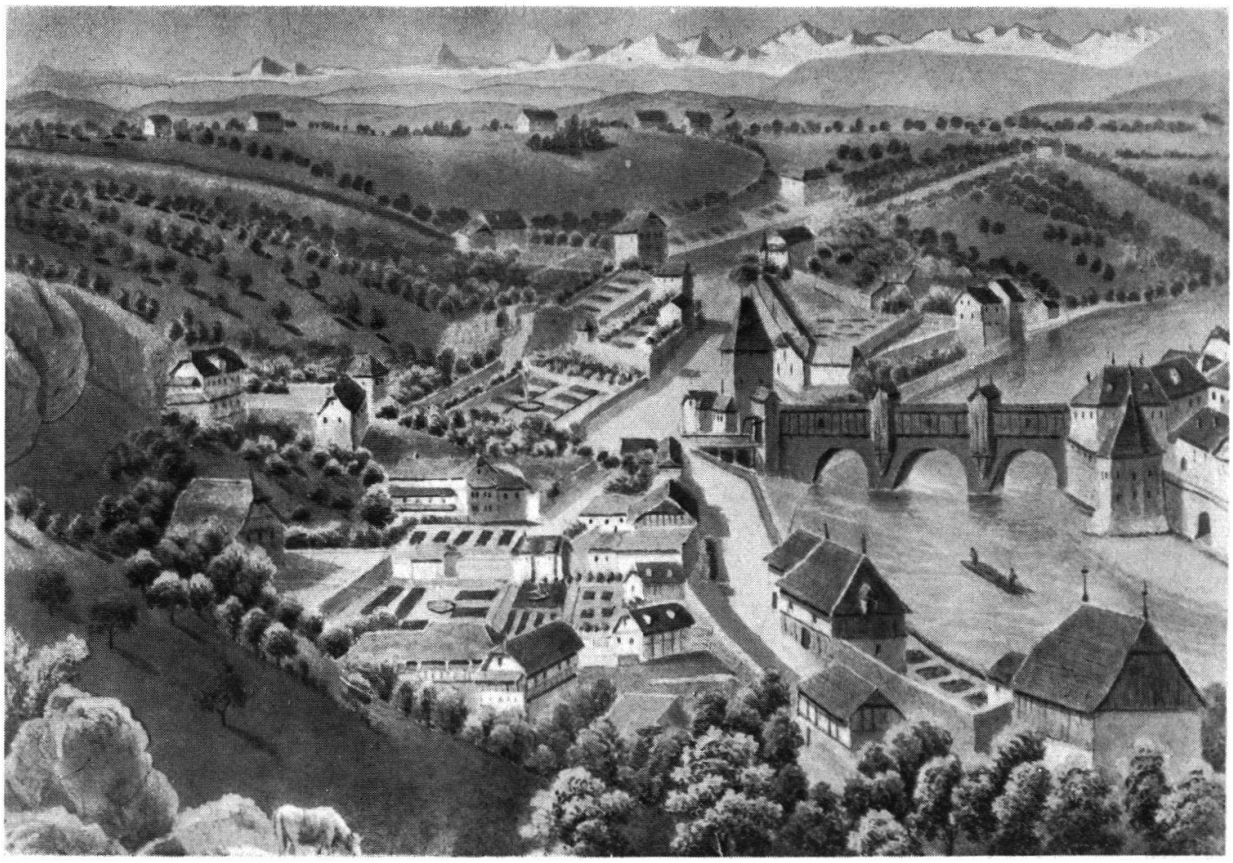
Der reichbegabte und sorgfältig gepflegte Garten wird im Westen von der hohen Zufahrtsrampe zur Lorrainebrücke abgeschlossen. Das Trottoir überragt die mit niederen Büschen und Polsterpflanzen dicht bewachsene Böschung.

Die Lorrainebrücke

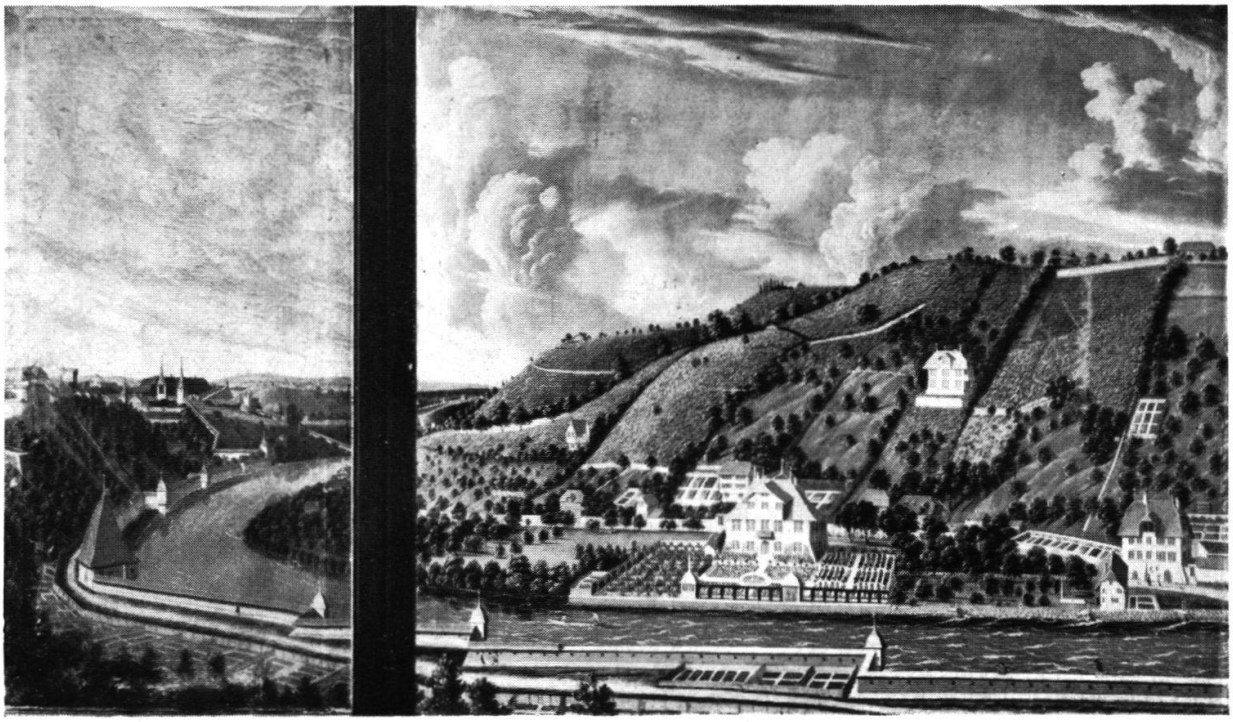
wurde durch das seit dem Bau der Eisenbahnbrücke rasch herangewachsene untere Nordquartier mehr und mehr zu einem dringenden Bedürfnis. Schon in



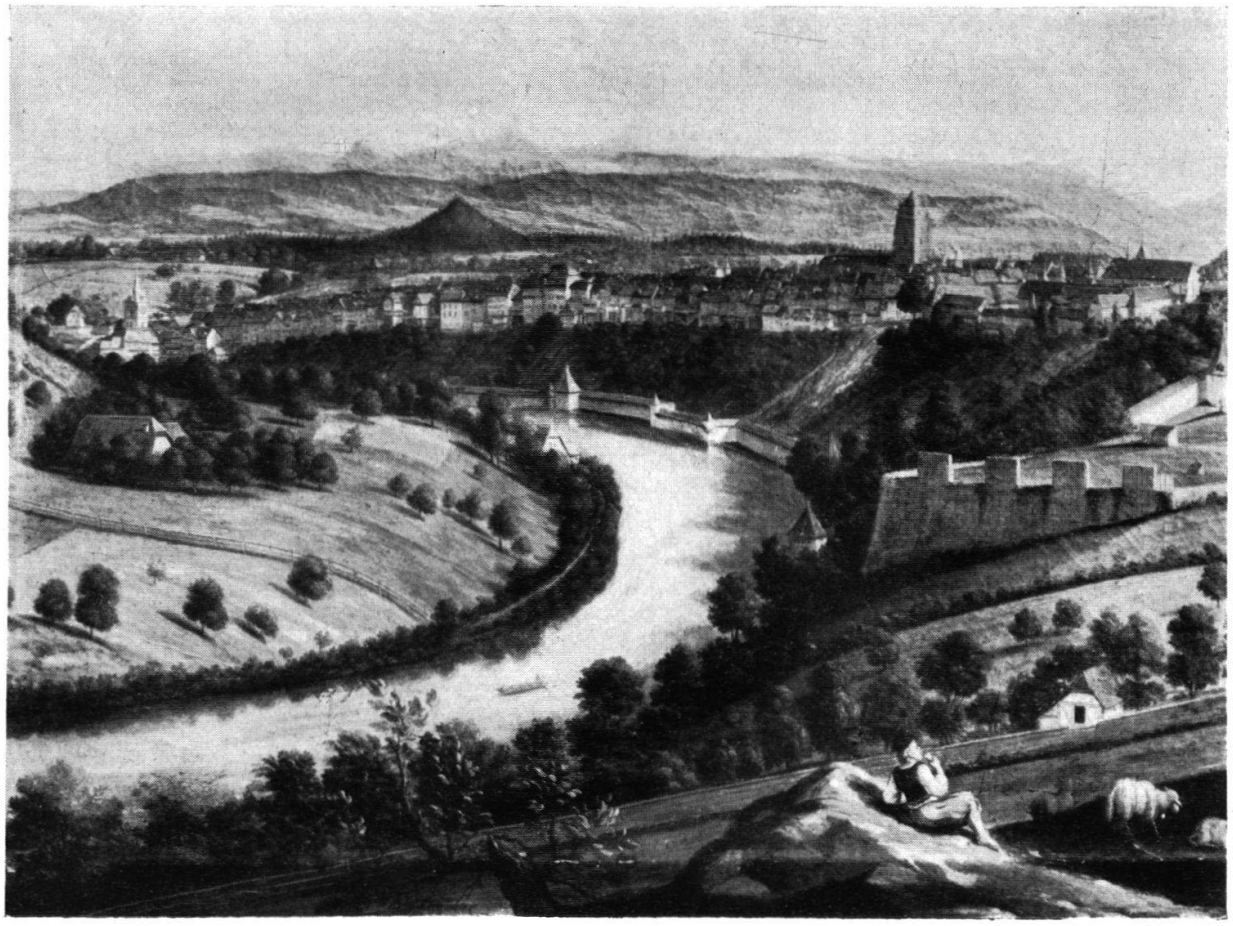
Karl Ad. v. Graffenried — Stadteingang beim Untern Tor 1836



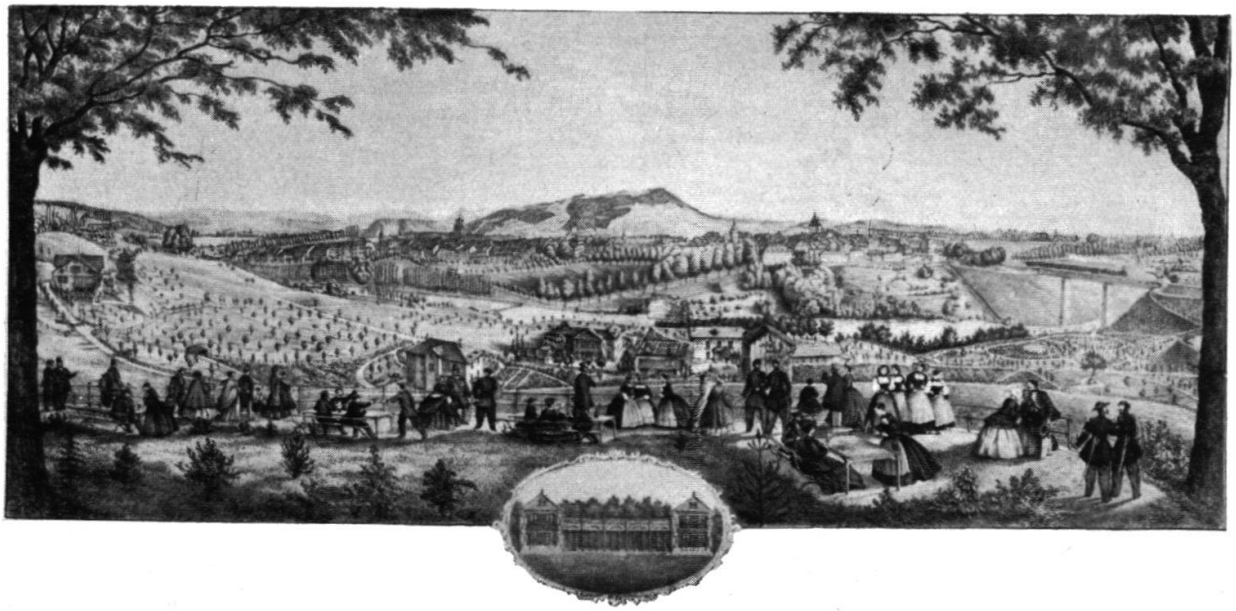
Aquarell-Copie nach Dünz 1730 — Faßhäuser, Landhäuser und Gärten im Goletenquartier



Albrecht Kauw 1676 — Altenberg von Süden, Saxerhaus und Stürlerbesitzung

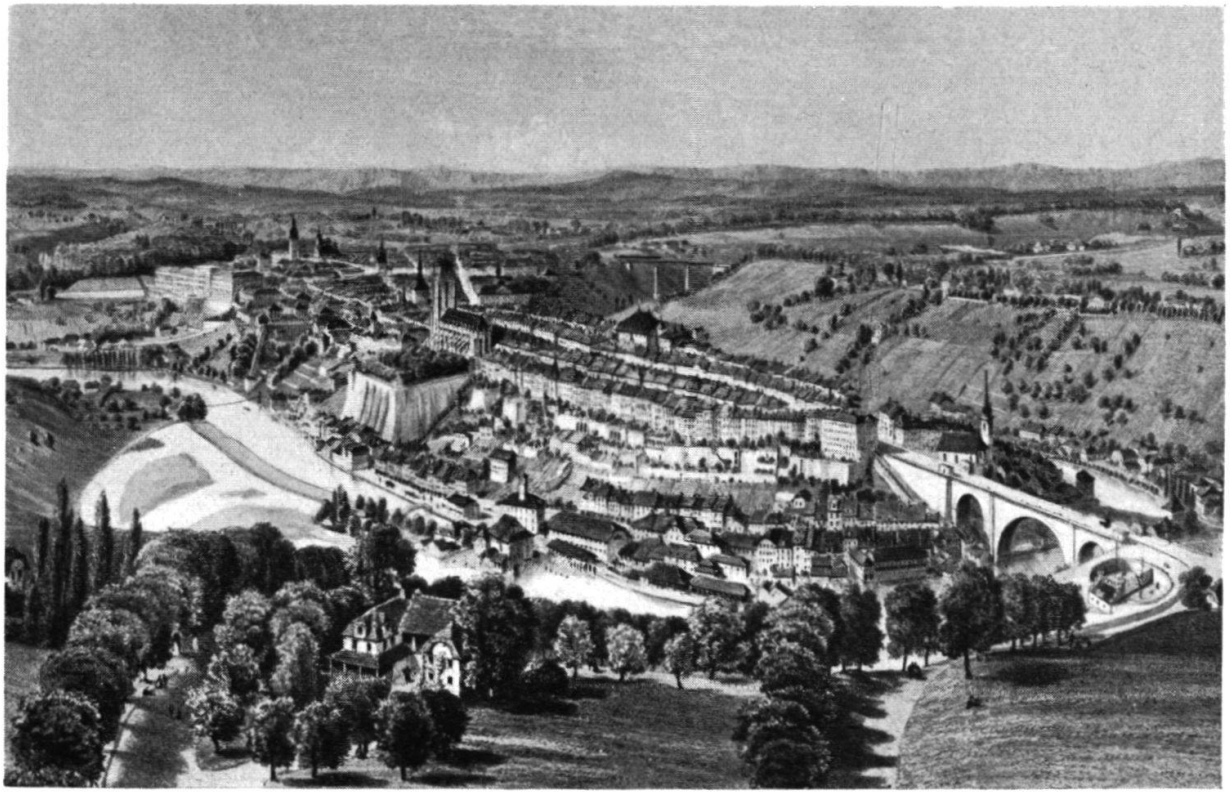


Bern von Westen. Rabbental mit Baumgärten und Weiden



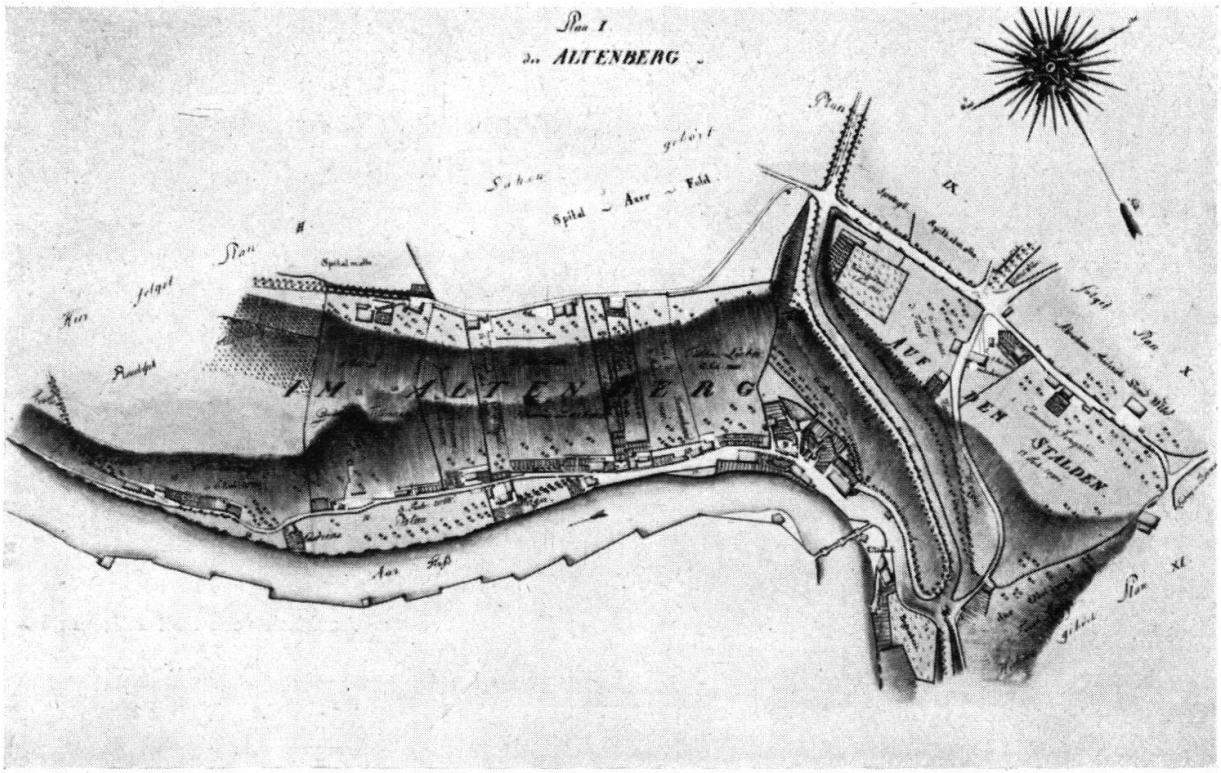
Lithographie von Dill

Ausblick vom Schänzli, um 1870



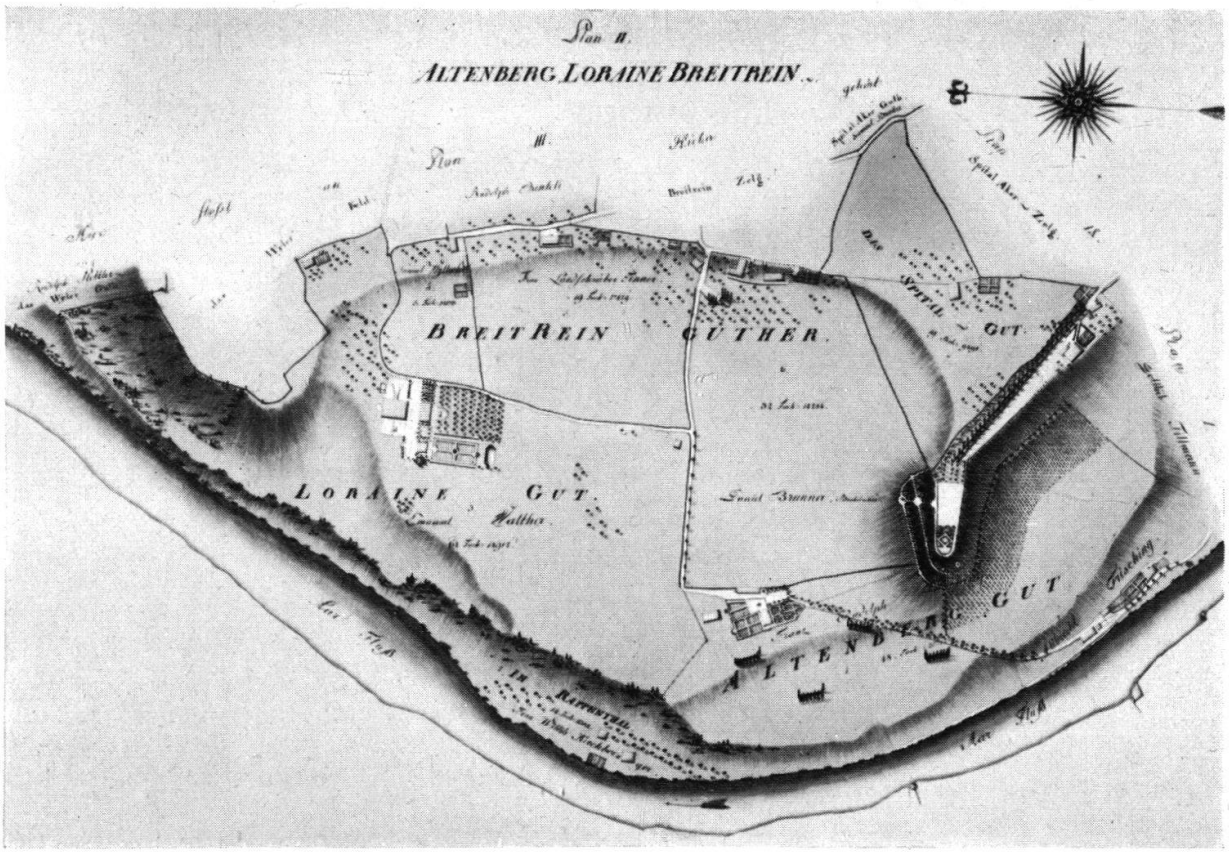
Altenberg von der Thunstrasse aus gesehen

Besiedelung ca. 1857



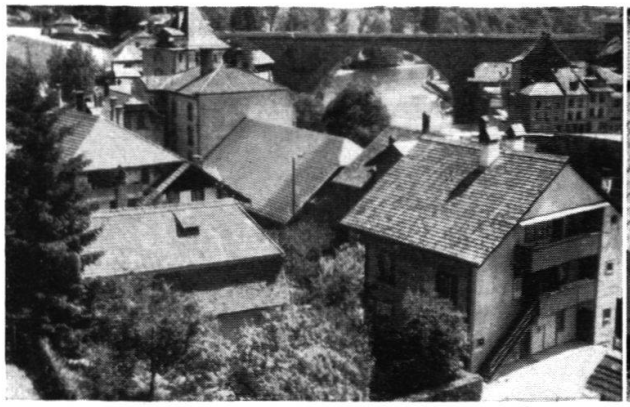
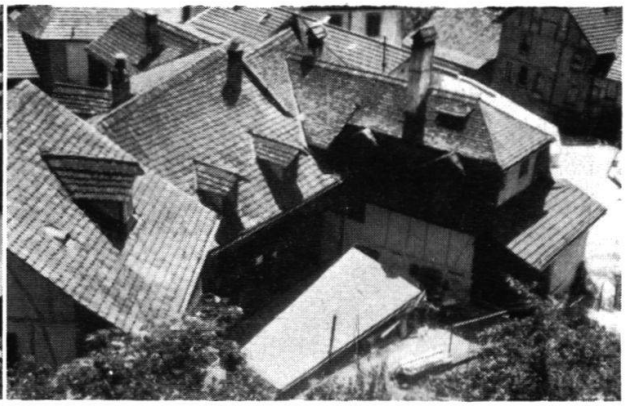
Topographische Aufnahme von Ing. Müller 1797/98

Plan I: Streifenförmige Aufteilung des Hanges

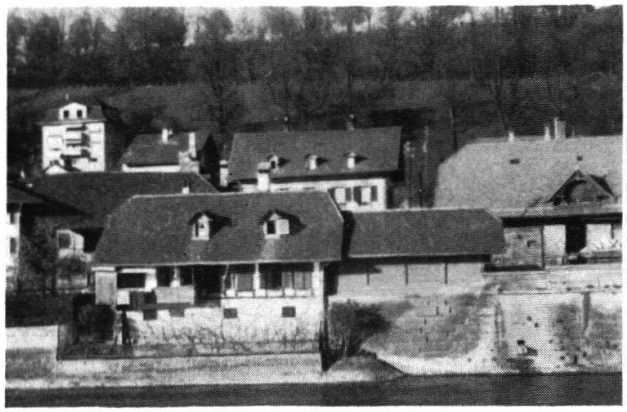


Plan II: Die großen Güter in Rabbental u. Lorraine

Ausschnitt aus einem Flugbild der Stadt Bern 1943. Bern Nord mit den 6 Brücken
Repr. bew. durch die eidg. Landestopographie

Dächergewirr im Goletenquartier



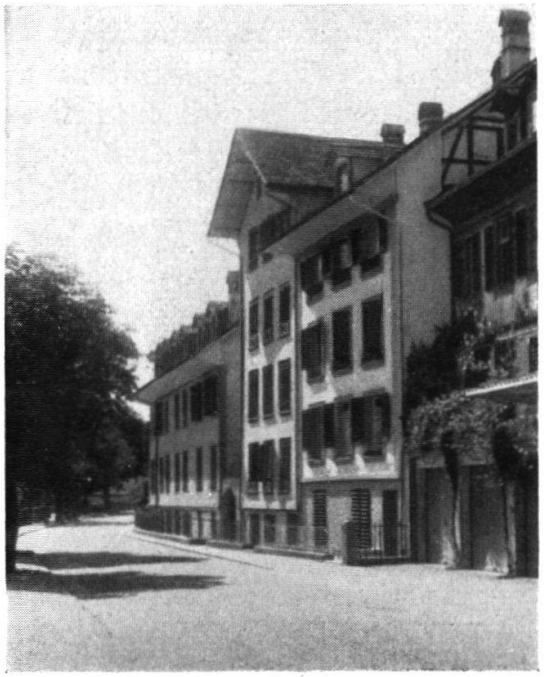
Altenbergstraße 3. «Deutsches Faßhaus»

Aareseite Straßenseite

Altenbergstraße 20. Einst Kloster, dann amtl. Gebäude, heute Miethaus.

Fot.: Fr. Schneeberger

Altenbergstraße 16 und 18



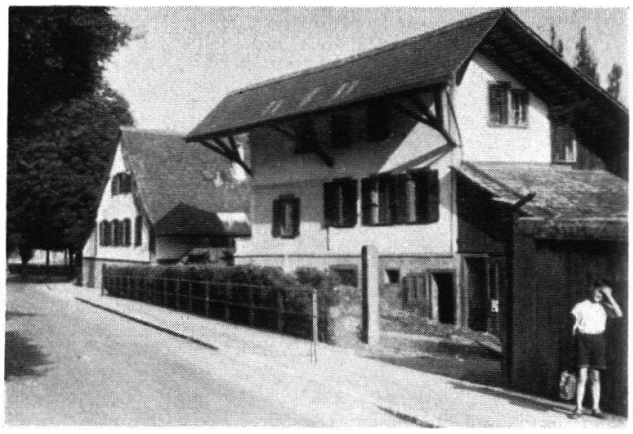
An der Altenbergstraße

Altenbergstraße 54

Stürlerspital, Altenbergstraße 60

Fot.: Fr. Schneeberger

Altenbergstraße 19, «Hüttli»
Südfassade



Altenbergstraße 19 und 21, «Hüttli» und Knechtenhaus

Altenbergstraße 102 «Scherzhäuschen»

Gassnerbräuhaus, Herrenstock
Flotschrad

Westlicher Teil des Altenberges
L.: Altes und neues Bärtschihaus R.: Zollhäuschen

Fot.: Fr. Schneeberger

den 70er Jahren rief man nach einer besseren Verbindung mit der Stadt. Nach der Verlegung der Militäranstalten aus dem Stadtinnern auf das Beundenfeld, 1873, entstanden verschiedene Projekte, die sich gegen die Kornhaus- oder die Waisenhausbrücke wehrten. Zuerst aber erhielt doch die mittlere Stadt ihre Hochbrücke vom Kornhausplatz nach der Schänzlihöhe. Nachdem der Baubeginn der längst ersehnten Lorrainebrücke auf den Juni 1927 angesetzt worden war, ging es an den Aushub der Fundamente am 29. März 1928. Die Bogenwiderlager, sowie der linksufrige Nebenpfeiler konnten auf Molassesandstein fundiert werden. Der rechtsufrige Nebenpfeiler jedoch ist wie bei der Kornhausbrücke auf Moräne gegründet. Der Hauptbogen der nunmehrigen Brücke hat eine Länge von 82 m, die zwei gewölbten Seitenöffnungen messen je 17 m. Die Länge beträgt 178 m, die Straßenbreite 11 m, mit Gehwegen von je 3,5 m über dem Hauptbogen und 4,3 m über den Seitenöffnungen. Alle sichtbaren Flächen der Brücke sind mit Vorsatzbeton aus einer Mischung von Solothurnerkalk und Brigerstein bekleidet. Kranzgesimse und Brüstung sowie der Belag der Trottoirs sind aus Grimselgranit von der Handeck, resp. aus Tessinergranit. Die Lorrainebrücke in ihrer grünlichen Tönung paßt vorzüglich zu unsern Berner Sandsteinbauten. Sie ist schön und praktisch. Ein Blick auf das Fliegerbild zeigt uns aber, daß mit Ausnahme der oberen Nydeggbrücke keine unserer Berner Hochbrücken das Aaretal so brutal durchschneidet.

Über die Brüstung Aare aufwärts blickend, sehen wir die mit dem Flusse laufenden Dammwege. Der linksufrige zieht unsere Aufmerksamkeit durch gewisse Unregelmäßigkeiten auf sich. Nahe am Brückenpfeiler erfreut er noch durch eine gewisse Natürlichkeit. Sie ist bedingt durch den nach der Aare hin gewölbten Blutturm und durch die den Hang hinauflaufende, leider noch immer nicht renovierte alte Wehrmauer, die durch einen hübschen Bogen mit dem Turm verbunden ist. Weiter oben, am Fuße der Waisenhaushalde, verursachte altes Gemäuer eine Knickung und Verschmälerung. Hier stand bereits 1389 als Teil der nördlichen Ringmauer der Prediger- oder Harnischturm. Dieser bildete in der schon eingangs erwähnten gezickzackten Langmauer einen vorspringenden Stützpunkt an der Aare. Vor 1687 erhielt er als Anbau ein Haus mit zwei prächtigen romanischen Bogenfenstern unter dem vorschermlosen Dache. Es diente als Pulvermagazin. 100 Jahre später errichtete die Regierung östlich davor einen «ausgedehnten» Botanischen Garten. Und nun grünten und blühten hier, besonders in den Jahren 1796—1804 seltene Pflanzen, Bäume und Sträucher um einen künstlichen Sumpf. 1815 wurde die Anlage einem Privatgärtner überlassen. In den Jahren 1821—1824 schleifte die Stadt die Langmauer und bepflanzte den dadurch entstandenen Quai, sowie den zum Waisenhausplatz ansteigenden Langmauerweg mit Pappeln und Ulmen. Die Ulmen mußten leider infolge Erkrankung zum großen Leidwesen der Aareanwohner samt und sonders umgehauen werden, die letzten 1946. Das billige Terrain und das reichlich vorhandene Wasser aus eigenem ältestem Brunnen mögen veranlaßt haben, daß sich 1849 ein Kerzen- und Seifensieder namens Stengel hier ansiedelte. Der

ursprüngliche Bau erfuhr natürlich allerlei Änderungen. Der viereckige Turm jedoch, lange Zeit ein Bestandteil der Fabrik, ist im «Aarhof» genannten Gebäude als architektonischer Schmuck in den Ecken der Ostfassade erhalten.

Die Seifenfabrik ging später an die Familie Wildbolz über. Vor einem Jahrzehnt übernahm Ofenmacher Baumann die Liegenschaft, und so sah man denn in der Folge die für den Bau von Backofen notwendigen Werkstätten, Hallen und Materialschuppen auf diesem Areal entstehen. Heute, im Jahre 1947, räumt die Firma Baumann & Sohn den ihr doch zu enge gewordenen Platz, der zudem für den Transport von Material und Produkt etwas schwer zugänglich ist. Der Verein für Taubstumme in Bern hat den Aarhof erworben. Im Hauptgebäude, das äußerlich unverändert bleibt, wohnen nun Taubstumme. An Stelle der südlichen Wohn- und Magazingebäude ersteht die 10 × 18 m im Grundriß haltende Turnhalle des Freien Gymnasiums Bern, im Westen, am Platze eines der Schuppen ein Vereinssaal. Der Garten, in dessen südwestlichen Ecke, mittels einer Treppe erreichbar, unterirdisch der alte Brunnen munter weiterfließt, verriet bis dahin in seiner Anlage immer noch den ehemaligen Botanischen Garten, was ihm fernerhin sorgfältige Pflege zubilligen sollte.

Solche Pflege und Verschönerung möchte man auch der Schütte, der Brunngaß- und Postgaßhalde gönnen. Aber immer noch reißen wilde Jungen Gleitbahnen in die an Blößen sonst reiche Grasnarbe, brechen durch Schaukeln die untern Äste der so prächtigen Ulmen, Platanen und Kastanienbäume und zerzausen die neu gesetzten Sträucher. Und endlich tummelt sich eine Menge Hunde, von ihren Besitzern hierher geführt, an den Schattenhängen herum und hofieren am liebsten auf festem Weggrund zum steten Ärgernis der Nichthundebesitzer und des fleißigen Straßenwischers.

Wir wollen zu guter Letzt den Höhenweg über den Altenberg einschlagen. Die Ortsbestimmungen, welche im 14./15. Jahrhundert üblich waren und in G. Studers Topographie von Bern aufgeführt sind, vermitteln uns den köstlichen Eindruck einer wahren Bergtour und mögen noch einmal zu Ehren kommen.

So gelangen wir über die Sandfluh zur «hangend» Fluh, die, zwischen Joliette und Oranienburg gelegen, bei der Anlage des neuen Aargauerstaldens weggesprengt wurde. Die Lerbersche Inschrift auf dem Denkstein, fast auf der Höhe dieses Staldens, erwähnt die unwegsame Stelle. «Auf dem Berg» weiterschreitend, erreichen wir das Horn, einen Hügelvorsprung, auf dessen Höhe das Gut Lindeneck stand (heute Ulmenberg, Schänzlistraße Nr. 45) und sind endlich auf dem Busenhard, dem Wald des Buso —, auf der Gandeck —,

auf dem Schänzli.

Nach «Gand», d. h. überschuttetem, rutschendem Wiesland, sieht es nicht mehr aus. Auch finden wir weder Überreste einer prähistorischen Erdburg, wie E. Lüthi eine solche dort vermutete, noch Mauerwerk des großen Schanzenbaues, der während des Dreißigjährigen Krieges, in den Jahren 1623 bis 1646 durch-

geführt worden war. Aber der westliche Steilhang trägt immer noch Andeutungen an einen Hard, einen Wald.

1402 wird der Busenhard, wohl der oberste Teil des Busenberges, als «gegenüber den Predigern» bezeichnet, und in Urkunden bis in die Jahrhundertmitte ist von ihm immer unter dem Namen «Rebacher» die Rede.

Er gehörte, nach einer Urkunde von 1443, dem St. Vinzenzen-Stift und war einem Ulrich Zoss zu Lehen gegeben. Diese Urkunde verpflichtet den Inhaber des Guts, für die Frühlings- und Herbstzeit einen wagenbreiten Fahrweg durch dasselbe offen zu halten. Dieser Fahrweg erstreckte sich «von der Allmend herkommend durch das St. Vinzenzengut im Busenberg nach den Reben im Krummenweg und von da nach dem Horn». Der krumme Weg zog durch Rebberge in der Mitte des Hanges hinauf. Studer will ihn aus dem alten Stadtplan von 1583 «an einer Baumreihe erkennen, die in selber Richtung läuft, wie sich jetzt die neue (um 1872), von der Nähe des Botanischen Gartens ausgehende, mit Häusern besetzte Straße bewegt, um den Abhang des Schänzlis herumwindet, nach oben wendet und in der Nähe der Lindeneck ausmündet». Wir erkennen darin Teile der Rabbental- und der Sonnenbergstraße.

Lange vor der Erbauung der Kornhausbrücke, 1898, führte von Südosten her ein gewundener Spazierweg aufs Schänzli, wo man die wundervollste Aussicht genoß. Die Mutter des Verfassers, die 1880 manchen Sonntagsausflug hierher unternahm, erinnert sich, daß da hinter einem Geländer nur rohgezimmerte Tische und lange Bänke sich befanden. Köstlich ist, wie sie erzählt, man hätte die Beine ziemlich hoch heben müssen, wollte man ohne zu stören über die Bank sitzen, und wie eine Dame sie aufmerksam machte, sie sei auf den Saum ihres Rockes gesessen, so daß man trotz der langen Röcke von damals ihre Hosenspitzen sah. Sie sei schrecklich errötet, was, wie sie meint, bei den heutigen Mädchen kaum mehr der Fall wäre.

Der Anblick der Stadt und der umliegenden Landschaft, der sich ihr bot, und um den wir sie beneiden dürfen, entsprach zur Hauptsache noch dem in der Zeichnung von J. R. Dill festgehaltenen: Die Gurtenhänge vollkommen frei von Überbauung. Frei auch das Liebefeld. Von der Länggasse eine richtig lange Gasse erkennbar. An der Engehalde ein Gutsbesitz, dahinter von Ulmen und Platanen begleitete Wege. Der ganze Nordhang des ungemein reizvollen, geschlossenen Stadtbildes mit dem ursprünglichen Münsterturme baumbestanden vom Knabenwaisenhaus über die Rathausterrasse zur Postgasse, von ebendort eine Ulmenallee zur Aare hinunter und hinauf mit jüngeren Bäumen zur Rathausterrasse und hinunter zum Läuferplatz und von hier bis nahe an das Altenberg-Kettenbrücklein eine Pappelallee. Den Nydeggstalden überragend die Muriallee, darüber in Wald und Wiese der Dentenberg.

Und dann am rechten Ufer, im Westen, der Botanische Garten, in seiner jungen Anlage deutlich erkennbar, der erst erworbene Bahndamm der «Roten Brücke» eben mit Büschen und Bäumen bestellt. Dem Rabbentalweg entlang einige baulich schöne Landsitze, so der älteste, seit 45 Jahren im Besitze der

Familie Waeber stehende und ins beginnende 19. Jahrhundert reichende Riegelbau, «Pergola» genannt (Rabbentalstraße Nr. 87). Daneben das Wiedmer-Sternhaus, «La Grotta», das, nach Obergärtner Schenk, ursprünglich an der Schützenmatte stand und dem Bahn- und Brückenbau 1856 weichen mußte. Im übrigen ein sanfter Hang mit Obstbäumen besetzter Wiesen.

Ursprünglich bestand — wie am östlichen Ende des Bergzuges in der Joliette — eine einfache Kaffeewirtschaft mit Sommerbetrieb. In der nördlichsten Ecke des parkartigen Wäldchens stand ein kleiner Holzbau, dessen östliche Hälfte im Hinblick auf die Landesausstellung 1914 neugestaltet wurde. Er diente später noch als Theatersaal. Der Kursaal sollte vorerst als Sommerkasino betrieben werden. Doch schon bei seiner Anlage hatte man die künftige Entwicklung ins Auge gefaßt und die großen Wirtschaftsräume in die Mitte gestellt. So ließen sich später die Anbauten leicht bewerkstelligen. Zunächst entstand die große Konzerthalle, welche Dank ihrer hohen, breiten Fenster den Blick auf Vor- und Hochalpen freiließ. Mit ihr verband man den Kuppelsaal. An ihn gliederte sich der grüne Saal. 1932 nun wurde der alte Theatersaal niedergelegt, wo einst Radio Bern sein Studio hatte. An seiner Stelle entstand der große Fest- und Theatersaal. Und vor kurzem, nach mehr inneren Um- und Neugestaltungen, wurde die Konzerthalle erweitert und mit den letzten technischen Errungenschaften, wie Fernheizung mit Ölfeuerungsanlage und Ventilationsanlage, versehen. Oberhalb des zum Teil noch vorhandenen Spazierweges führt ein pavillonartiger Eingang zu Lift und Treppenaufgang.

Wir stehen im Mai 1947 hier oben — und am Ziele unserer Wanderung durch Altenberg und Rabbental — und erkennen die großen Veränderungen, welche durch mannigfache Überbrückung der Aare, durch ungemein lebhafte Überbauung der Felder und Hänge, durch das moderne Leben entstanden sind. Wir sind uns bewußt, viel Erwähnenswertes aus Mangel an Unterlagen nicht geschrieben zu haben. Wir geben gerne einem anderen die Ehre, Ergänzungen und Verbesserungen anzubringen, sowie Lücken auszufüllen.